It. sing. 912 12

Streifereyen

durch den

französischen Jura

während den Jahren 1799 und 1800.

von

Carl Ulysses von Salis Marschlins;

Zweyte Hälfte.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung. 1803.

Bayerische
Staatsbibliothek
München
07/86/102

Streifereyen

durch den

französischen Jura

während den Jahren 1799 und 1800.

Die Stadt Salins.

Wenn man von Besançon der Hauptstraße auf Lyon fünf Stunden lang gefolgt hat, so theilt sich dieselbe in zwey Hauptärme in jenem schönen Thal, welches die Loue von Quingey an bewässert. Rechter Hand eilt der größere Arm jener vormals so berühmten und so wohlstehenden Handelsstadt zu, die Collot d'Herbois, ein neumodischer Philosoph, ein Volksrepräsentant, zuvor aber ein schlechter Komödiant, in einen Steinhaufen verwandeln wollte und zum Theil verwandelte, weil die Einwohner sein schlechtes Spiel nicht beklatscht hatten. Linker Hand aber erreicht die etwas schmälere Hauptstraße bald nach der Scheidung das Dorf Chapelle, und wird außer demselben durch eine enge Schlucht aufgenommen, welche von steilen Hügeln eingeschlossen ist, die bald mit Gebüsch bekleidet, bald mit Kalkfelsen bepanzert sind. Meistens nähern sich dieselben

einander so sehr, daß kaum Raum für den zwischen ihnen fließenden Bach und der neben ihm sich durchdrängenden Straße bleibt. Hin und wieder aber ziehen sie sich bogenförmig zurück, und machen der Arbeitsamkeit des Menschen Platz. Bunte Wiesen, wogende Kornfelder und einzelne Häuser beleben die einsame Gegend. Eine Stunde lang schleicht die Straße unter diesem engen Horizont, bis endlich der Anblick zweyer Schlösser auf dem Gipfel zwey gegeneinander überstehender Hügel, die nun mit Weinbergen bis nahe an die Spitze bepflanzten Anhöhen, die sich immer vermehrenden Häuser, das Zusammentreffen mehrerer Straßen, und die zunehmende Bevölkerung derselben die Nähe einer Stadt vermuthen lassen. Der Himmel erweitert sich, die Berge machen Zwischenthälern Platz, man hofft wieder freyer athmen zu können, und in einem weiten lachenden Thale eine volkreiche Stadt zu sehen; aber die Berge nähern sich mehr als jemals, und wo sie beynahe am steilsten und am engsten sind, liegt unvermuthet Salins in unabsehbarer Länge hingestreckt. Zwey sich beynahe berührende Thore, zwischen welchen sich ein zwar kleiner aber angenehmer Spaziergang ausdehnt, führen in die Stadt; bald aber vereinigen sich die zwey Hauptgassen nur in eine einzige, die beynahe dreyviertel Stunden lang dauert. So eng ist das Thal, daß man am Hügel gegen Südosten Terrassenweise übereinander bauen, und die Gemeinschaft zwischen den Häusern durch Treppen erleichtern mußte. Weder die Lage noch das Aeußere der Gebäude geben der Stadt ein schönes Ansehen, und da noch eine ziemlich allgemeine Unreinlichkeit dazu kommt; so wundert man sich desto weniger über den sonderbaren Uebernamen Pot de Chambre de la Franche Comté, den man ihr vormals gegeben hat. Man würde sich mit Recht wundern, warum in einem so engen, von allen Reizen entblößten Thale eine

Stadt ist gebaut worden, wenn man nicht an die mitten in derselben entspringenden Salzquellen dächte, die ihr Leben und Nahrung verschaffen. Ihnen allein verdankt sie ihren Ursprung, ihren Wachsthum und ihren dermaligen Wohlstand und Umfang; wie wir es aus der Geschichte jener berühmten Salzquellen weitläuftiger sehen werden. Bis zum fünfzehnten Jahrhundert scheint sie ein unbedeutender Ort gewesen zu seyn. Allein unter dem Herzog Philipp dem Guten ward sie zu einem höhern Range erhoben, und ihr wurde das Landespanier der Grafschaft, vermuthlich wegen ihrer festen Lage, zur Aufbewahrung anvertraut. Man betrachtete sie als eine der ergiebigsten Quellen der herrschaftlichen Einkünfte, in Ansehung ihrer Salzpfannen, und als den Schlüssel des Landes gegen die Schweiz wegen ihren vier Schlössern. Als im Jahr 1472 Dole zerstört wurde, verlegte man das Parlament der Provinz hieher, und erst im Jahr 1512 vermochten die Vorstellungen des Adels, welchem weder Lage noch Bequemlichkeiten daselbst behagen wollten, daß der Sitz wieder in Dole aufgeschlagen wurde. Unter der Regierung der französischen Monarchen nahm Salins an Größe und Wohlstand immer zu, und kurz vor der Revolution zählte man zehentausend Einwohner daselbst. Unter diesen befand sich viel Adel und begüterte Bürger. Fünfzehn Familien hielten Kutschen und Pferde, und verschiedene hatten ein Einkommen von vierzigtausend französischen Livres. Man lebte auf einen sehr artigen gesellschaftlichen Fuß. Dieses war zum Theil der Menge, auf Pension gesetzter, alter Offiziers zuzuschreiben, die wegen der damaligen Wohlfeilheit der Lebensmittel ihr kleines Einkommen hier auf eine angenehme Art verzehren wollten. Sie war der Sitz eines Präsidials in Rechtssachen, und eines Baillage in Regierungs-Angelegenheiten. Auch hier bewies die große Menge

der Geistlichkeit und der Klöster, die Ergebenheit der Provinz, die so lang unter spanischem Scepter gestanden, an die katholische Religion. Obgleich nur eine sehr mittelmäßige Provinzialstadt, enthielt sie doch drey Collegiatstifter, vier Pfarreyen, neun Klöster und ein Jesuiterkollegium. Nimmt man noch das zahlreiche Personale dazu, welches bey den Salzwerken angestellt war; so kann man es leicht begreifen, daß es in dieser Stadt sehr lebhaft zugieng, und wenn man einmal den guten Charakter der Einwohner kennt; so zweifelt man gar nicht an der Versicherung derselben, daß man vor der Revolution hier sehr einig, angenehm und glücklich lebte. Allein auch hier verscheuchte dieselbe Zufriedenheit und Glückseligkeit. Nicht daß hier, besonders von den Einwohnern, so viel Grausamkeiten begangen wurden wie anderswo; dessen waren sie nicht fähig. Aber der Adel und die Reichen wurden doch verfolgt, ihrer Güter beraubt, einige zum Auswandern gezwungen, oder eingekerkert; die Kirchen wurden zum Theil zerstört, die Klöster aufgehoben, verkauft, abgetragen, und ihre vormaligen Bewohner der Armuth und der Verachtung Preis gegeben. Doch am fürchterlichsten gieng es während dem Schreckenssystem zu. Das Departement des Jura hatte sich mit Wärme für den Föderalismus erklärt. Als die Lenker dieser Parthey gestürzt und Robespierre an die Spitze der Regierung gekommen war: sandte er einen gewissen Le Jeune als Regierungs-Commissair, einen seiner würdigen Satelliten, in diese Gegend; um das Land, nach seinem Ausdruck, von allen denjenigen zu reinigen, die sich nicht als strenge Republikaner, d. h. als sans culottes par exellence bewiesen hatten. Alles, was noch etwas besser, alles, was rechtschaffen, was ruhig, was mit Kenntnissen begabt war, wurde in Kerker geworfen, oder in Vestungen und leere Klöster eingesperrt. Nach einem kurzen

Examen wurden sie auf Paris geschleppt und daselbst hingerichtet. Dann wurden ihre Güter confiszirt, verkauft oder verschenkt. Indessen wurden alle Stellen der Vorgesetzten mit dem Auswurf des Volks besetzt (in Salins regierte ein Schuhflicker) der sich die schändlichsten Handlungen ungestraft erlaubte. Schon waren mehr als hundert der beßten Bürger dieser Stadt, theils in Besançon, theils in Lons le Saunier, theils in Salins selbst in den Kerkern, viele hatten sich versteckt, viele waren geflohen. Mehr als sechzig hatte man, Männer, Weiber und Kinder, von jedem Stand und Beruf, in ein Kloster wie das Vieh eingesperrt, wo sie kaum etwas zu essen und Better zum Schlafen erhalten konnten. Eines nach dem andern wurde abgeholt, und gemeiniglich der Guillotine übergeben. Jedes erwartete alle Augenblicke seine letzte Stunde, und vermuthlich wäre die Stadt ihrer beßten Bürger beraubt worden; als auf einmal der Tyrann fiel, und alle diese Schlachtopfer befreyt wurden. Mit welchem Eifer man alle Kreaturen des Ungeheuers von ihren Stellen entfernte, dieselben wieder mit Menschen besetzte, kann man sich vorstellen.

Nun kehrten wieder Ruhe und Ordnung einigermaßen nach und nach in die unglückliche Stadt zurück. Vermuthlich wären denselben auch wieder Moralität, Achtung für Religion und Wohlstand bald gefolgt, wenn die Revolution des 18ten Fruktidors nie statt gehabt hätte. Unter der darauf folgenden Direktorial-Regierung hob der Jakobinismus wieder sein Haupt empor; schon fühlte man in allen Theilen Frankreichs den Einfluß dieser abscheulichen Sekte; als Bonaparte wie ein Deus ex machina aus Aegypten erschien, diesem verhaßten Regiment ein Ende machte, und sowohl in Frankreich als außer demselben die ganze Gestalt der Dinge änderte.

Seit der Revolution hat sowohl die Bevölkerung als die Betriebsamkeit in Salins sehr abgenommen. Nach der erst kürzlich vorgenommenen Zählung enthielt es nicht mehr als 8350 Seelen.

Unter einer zweckmäßigen Regierung wird es sich bald wieder erholen. Die Straßen wimmeln von Kindern, und man versicherte mich, daß deren neunhundert jährlich geboren werden. Wenn die Fruchtbarkeit der Weiber in ganz Frankreich verhältnißmäßig so groß ist wie hier; so wundert es mich nicht mehr, wie die französische Regierung im Stand war, so ungeheure Armeen zu bilden und immer wieder zu ergänzen. Ueberhaupt irrt man sich sehr, wenn man glaubt, daß Frankreich durch diesen Krieg an Volk erschöpft sey. Während unserm Aufenthalte wurden verschiedene Aushebungen junger Mannschaft befohlen, und beynahe jedesmal, entweder gutwillig oder durch Zwangsmittel, wirklich zu Stande gebracht.

Nicht nur an Volksmenge, sondern auch an äußerlicher Schönheit hat die Stadt während diesen zehen Jahren viel verloren. Die Zerstörung schöner Kirchen, die Verödung so mancher stattlicher Klöster, die Verwahrlosung der Gebäude überhaupt, giebt der Stadt ein trauriges Ansehen. Auch diesem wird nun geholfen werden.

Seit der Regierungsänderung des 8ten Brümaire hat in Frankreich, man muß es sagen, das Schwankende und Ungewisse wieder aufgehört. Es scheint, als wenn die Nation überzeugt seye, ihr Schicksal sey nun entschieden. In Salins gewann alles ein lebhafteres Ansehen. Man räumt nun vollends die noch mit Ruinen verunstalteten Plätze weg. Man bricht die halb eingerissenen Klöster ganz ab; man verkauft die übrigen und richtet sie zu anderm Gebrauche ein. Die Bürger der Stadt bessern wieder ihre Häuser aus. Alles geht mit verjüngtem Muthe wieder

seinem Beruf nach. Diese allgemeine Elektrisirung verdankt man den weisen Verordnungen, die seit der Einrichtung der Consular-Regierung sind gegeben worden, und unter welchen diejenigen, welche die freye Religionsübung und die Rückkehr der Emigranten betreffen, die heilsamsten Wirkungen hervorgebracht haben. Die Einwohner dieser Provinz waren der katholischen Religion immer sehr ergeben, und ungeachtet aller philosophischen und gewaltsamen Mittel, die man von Anfang der Revolution an anwandte, um alles Gefühl für Religion aus den Herzen der Franzosen zu verbannen; so erreichte man seinen Zweck bey den meisten in diesen Gegenden nicht. Ungern sah man die Zerstörung der Kirchen und Klöster, sehr ungern die Einführung der neuen Zeitrechnung. Nur während dem ärgsten Sanscülotten-Despotismus konnte man die Mehrheit des Volkes zwingen die Dekadi zu feyern, und an dem Sonntage nicht öffentlich in die Kirche zu gehen. Allein so bald die Strenge der Regierung in diesem Stück ein wenig nachzulassen schien, wurde an den Dekadi öffentlich gearbeitet; nur wahre Jakobiner schlossen ihre Buden, sonst hätte man nicht einmal gewußt noch gemerkt, daß es ein Ruhetag seyn sollte. An den Sonn- und Feyertägen hingegen erschien der größte Theil in seiner festlichen Kleidung, besuchte die Kirchen und enthielt sich aller Arbeit. Gegen die unbeeidigten Priester, deren es in dieser Provinz nicht wenige gab, bezeigte man die größte Hochachtung. Je mehr dieselben von der Regierung verfolgt wurden, desto mehr fanden sie Unterstützung von frommen und guten Seelen, besonders vom andern Geschlecht. In der nämlichen Festung, in der wir sechs Monate lang wohnen mußten, befanden sich auch zwölf Priester, die den republikanischen Eid nicht hatten ablegen wollen. Wir sahen mit eigenen Augen, wie man sie von der Nachbarschaft

aus mit allem Nothwendigen reichlich versah, so daß sie nie Mangel litten. Als die consularische Regierung auch in diesem Stück die so kluge Mäßigung bewies, und von den unbeeidigten Priestern einen Eid forderte, der in nichts anders bestand, als Treue dem Vaterland zu schwören, und also von allen vernünftigen Priestern angenommen wurde: da hätte man die allgemeine Freude sehen sollen, als diese Priester in Freyheit gesetzt wurden, und sie wieder öffentlich gottesdienstliche Handlungen verrichten durften. Denn obgleich auch zuvor hin und wieder versteckte unbeeidigte Priester Messe in Häusern lasen, bey der sich alle diejenigen einfanden, die vor den Beeidigten einen Abscheu hatten, so geschah dieses doch immer mit Furcht und Zittern, und es entstanden manche Verfolgungen daraus. Ich wiederhole, was ich schon anderswo gesagt habe, Bonaparte hat sich durch keine Verordnungen so sehr das Herz des Volks gewonnen, als durch diejenigen, die wieder die freye Religionsübung begünstigten. Was für eine Wirkung die Abschließung des Konkordats aus eben diesem Grunde haben muß, kann man sich vorstellen. Uebrigens sollte es mich nicht wundern, wenn in Salins nun wieder neue Kirchen gebaut würden.

Auf eine besondere Art bewiesen viele der achtungswürdigsten Einwohner von Salins ihre Ergebenheit an ihre Religion, indem sie nie das seit der Revolution daselbst errichtete Theater besuchen wollten. Es hatte nämlich eine Gesellschaft von Bürgern der Stadt von der Regierung die Jesuiterkirche übernommen, und daselbst ein sehr niedliches Schauspielhaus erbauen lassen. Bald spielten Bürger aus der Stadt selbst darauf, bald aber wurde es herumziehenden Schauspieler-Gesellschaften überlassen. Wie sehr auch in andern Städten Frankreichs die Sittenlosigkeit sogar sich bey Gelegenheit der Vorstellungen auf der Bühne zeigte;

so habe ich doch hier in Salins nie nichts Anstößiges an diesem Orte bemerkt, ob ich gleich einer der fleißigsten Zuschauer war. Desto mehr verwunderte ich mich, unter den meistens sehr zahlreichen Zuhörern viele der angesehensten und artigsten Einwohnern nie zu erblicken. Die Antwort, die ich erhielt, wenn ich sie darum befragte, bestand bey allen darin: Wie sehr sie das Theater liebten, so könnten sie sich doch nie entschließen ein solches Vergnügen in einer entweihten Kirche zu genießen. Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht vergessen des freundschaftlichen Betragens zu gedenken, welches die Einwohner dieser Stadt auch im Theater gegen die Deportirten bewiesen. Sobald sich einer zeigte, war er gewiß einen Platz zu bekommen, und Frauenzimmer selbst machten sich ein Vergnügen daraus ihre Plätze anzubieten, oder doch sich zusammen zu pressen. Auch herrschte stets eine solche Stille und Artigkeit, die ich in einem französischen Schauspielhaus zu finden zuvor nicht gewohnt war.

Gebäude, die sich durch ihre Schönheit auszeichnen und sehenswürdig machen, giebt es keine. Merkwürdig aber sind nur die Salzwerke, die ich anderswo beschreiben werde. Vorzeiten prangte die Stadt mit Schlössern und Kastellen, und konnte für die damalige Kriegskunst als eine Vestung gelten. Wenn man von Süden und Südwesten herunter kam, so boten sich auf einer Seite das Schloß Bracon, auf dem westlichen Abhange, nicht sehr hoch über der Stadt dar, in welchem die ehemaligen Sires von Salins ihre Residenz aufgeschlagen hatten. Aus den Trümmern der Burg errichteten die Feldherrn Ludwigs des Vierzehnten eine Schanze, die itzt aber ganz unbrauchbar geworden ist. Gegen über auf dem Abhange der östlichen Hügel sieht man mitten in den Weingärten die Ruinen eines alten Gemäuers, dessen Benennung ich aber nicht habe erfahren

können. Am südöstlichen Theile der Stadtmauer erhebt sich noch itzt der Rest eines dicken, runden Thurms, Chatel Guion genannt. Er gehörte dem vormals in der Grafschaft souverainen Hause Chalons, welches auch einen Theil von Salins beherrscht hatte. Nun besteht der einzige Sprößling eines der mächtigen fürstlichen Häuser Frankreichs in der Person der cidevant Prinzessin von Lauragais, welche den Fürsten von Aremberg geheurathet hat. Sie besaß vor der Revolution eine Menge Herrschaften und Rechte in der Franche Comté, die ihr über 200,000 Livres jährlich eintrugen. Alles wurde ihr genommen, ob sie gleich, so wie man mich versichert hat, nie ausgewandert ist. Der 18te Brümaire soll auch ihr Glück gewesen seyn; wenigstens soll ihr alles dasjenige Eigenthum erstattet werden, welches in Grundstücken besteht. Der Verlust an herrschaftlichen Rechten und Gefällen ist und bleibt unermeßlich. Verschiedene mal stürzten ganze Stücke des ihr zugehörenden Thurmes mit großem Geprassel, während unserm Aufenthalt in Salins, ein, und verkündigten laut genug die Vergänglichkeit menschlicher Größe.

Auf der Spitze des nämlichen südöstlichen Hügels ragt die Vestung Belin hervor, vormals die Behausung eines dieser kleinen Tyrannen, welche in den finstern Zeiten ihre Mitmenschen quälten, itzt eine modernisirte kleine Vestung mit Gräben und Zugbrücken; im Grunde äußerst unbedeutend, doch immer für die Stadt heilsam und fürchterlich. Da sie auf der äußersten Spitze gegen Südwesten auf dem Absturze des Felsens steht, so beherrschen ihre Kanonen alle Zugänge der Stadt von dieser Seite, und einen guten Theil der Stadt selber. Einige alte friedfertige Invaliden und wenige, eben nicht zum Krieg gerüstete Feuerschlünde, benehmen ihr nun alle Furchtbarkeit, da Frankreich von dieser Seite nichts mehr zu fürchten hat. Ungleich mehr

Ehrfurcht flößt das auf dem gegenüberstehenden, sich weit höher erhebenden Hügel, gebaute Fort St. André ein. Es wurde schon anderswo bemerkt, daß diese Vestung auf Befehl Ludwig des Vierzehnten von Vauban ist angelegt worden, um der eben eroberten Provinz und hauptsächlich dem Adel derselben einen Zügel anzulegen. Vauban baute sie so regelmäßig, als es auf einer meistens felsigten Spitze möglich war; auch fehlt es hier weder an Weitläuftigkeit noch an Bequemlichkeit. Im Nothfall könnte sie eine Besatzung von einigen tausend Mann fassen. Sie enthält einen sehr tiefen, mit vortrefflichem Wasser versehenen Ziehbrunnen, und sehr große Gebäude. Ein Theil ihres Walles ist mit einer Allee schöner Lindenbäume bepflanzt, die im Sommer einen äußerst angenehmen Spaziergang gewähren. Wie sollt ich dich vergessen, traulicher Schattengang, wie oft wandelte ich unter deiner grünen Wölbung, meinem und meiner Unglücksgefährten Schicksal nachsinnend! Frey scherzten die muntern Bewohner der Lüfte zwischen deinen lispelnden Blättern, und wir, Freygeborne, mußten als Opfer unserer Freyheitsliebe hier in einem fernen Lande entbehren unserer Freyheit. Und wer hatte uns unsern Familien aus den Armen gerissen, wer uns unter Bajonetten in Vestungen geschleppt? Ein Volk, das wir nie beleidigt hatten! Ein Volk, das vorgab, selbst für Freyheit zu streiten, und der Beschützer freyer Völker zu seyn!

Diese Vestung, die schon lange nicht mehr zu dem Endzweck gebraucht wurde, für welchen sie errichtet worden war; die auch schon hin und wieder den Wirkungen der alles zerstörenden Zeit nachgab, die nur zur Versorgung alter Offiziere und Soldaten diente, welche nichts anders zu thun hatten als einige Gefangene zu hüten, meistens Söhne vornehmer Familien, deren unbegrenzten Ausschweifungen man hier ein Ziel setzen wollte, oder die sich anderer schweren

Vergehungen schuldig gemacht hatten: diese Vestung wurde seit der Revolution auf einmal wieder, wie bey ihrer Entstehung, ein Werkzeug des Despotismus, und zwar des weit grausamern demagogischen Despotismus. Manches Opfer des Jakobinismus beseufzte hier den Verlust der Freyheit; aber der Direktorial-Regierung war es aufbehalten, dieselbe mit den Söhnen Tells und Rhetus zu bevölkern. Ein und zwanzig Schweizer, und ein und sechzig Bündtner schloß man zwischen diese Bastionen, weil sie ihre alte Verfassung, unter der ihre Väter Jahrhunderte glücklich gelebt hatten, dem unsinnigen Galimathias einer Verfassung vorzogen, die man ihnen aufzwingen wollte. Sie trafen noch zwölf ehrwürdige Geistliche an, die lieber ihrer Freyheit beraubt seyn, als ihrer Religion untreu und einen Meineid schwören wollten. Sechs Monate lang bewohnte diese Gesellschaft die sehr unbequemen Kasernen. Vergebens waren ihre Vorstellungen um ihre Freyheit zu erlangen; kaum konnte sie die Gunst erhalten beym Einbruch des Winters, während welchem sie auf dem Fort beynahe erfroren wären, in die Häuser der Stadt verlegt zu werden, doch hatten die ehrwürdigen Geistlichen an dieser Begünstigung keinen Antheil. Allein schon verbreitete sich das Gerücht, daß auch die Schweizer und Bündtner entweder wieder in das Schloß gesperrt, oder gar in die Insel Oleron transportirt werden sollten: als der wohlthätige 18te Brumaire auch dieser Besorgniß ein Ende machte, den unglücklichen Geiseln eine bessere Behandlung zu Theil werden ließ, und ihnen wenigstens die Hoffnung gab, wieder ihrem Vaterland und den Ihrigen erstattet zu werden.

Sehr schön ist die Aussicht, die man von den Wällen dieser Vestung auf die ganze umliegende Gegend genießt; besonders wird die Stadt so vollständig beherrscht, daß keine Seele aus derselben heraus oder herein kann, die von

der Vestung aus nicht könnte bemerkt werden. Endlich müßen wir noch der Ruinen des Schlosses Poupet gedenken, die man beym Eingange in die Stadt von Nordosten her in den Weingärten rechter Hand sieht, und das seinen Namen von dem ziemlich hohen Berge erhalten hat, an dessen Fuß es gebaut war.

Wenn die eigentlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt einen Reisenden nicht lang innert ihren Mauern aufhalten würden; so findet er als Beobachter desto mehr Stoff seine Kenntnisse zu erweitern. Wenn man die Nahrungsquellen erforschet, die der Stadt Leben und Thätigkeit verleihen; so giebt es deren mancherley. Nach den Salzwerken, die von jeher der Brodkorb der Bewohner genannt werden konnten, möchten wohl die Fabriken, die Handlung und die Landwirthschaft dieselben am meisten beschäftigen. Der Gewerbsfleiß ist zwar nicht ausgezeichnet, doch breitet er sich in verschiedene Zweige aus. Durch die Bereitung des Gipses fließt viel Geld in die Stadt. Die Hügel um dieselben sind reichlich mit allen Arten dieser Steinart gesegnet. Wir werden sie hernach mineralogisch beschreiben. An verschiedenen Orten sind ordentliche Steinbrüche angelegt, wo der Gips entweder mit Pulver gesprengt, oder mit großen eisernen Hebestangen in Stücken herausgewogen, oder auch nur mit einer Harcke abgelöset wird. In beynahe Centner schweren Stücken führt man ihn in die Stadt, wo sich die Gipsmühlen befinden. Diese bestehen aus einem großen Schopf, aus vier Mauern aufgeführt, und mit einem Ziegeldach bedeckt. An dem einen Ende des Schopfes ist der Ofen angebracht, der auf drey Seiten von fünfzehn Fuß langen, anderthalb Fuß dicken Mauern aufgeführt ist, die sich in einer Höhe von zehen Fuß einander nähern und einen Rauchfang bilden, der sich über das Dach erhebt. Inwendig ist der Ofen acht Fuß

hoch, auf drey Seiten mit gegoßnen Eisenplatten gefüttert, welche theils die Hitze vermehren, theils aber die Mauern, die nur von Kalksteinen aufgeführt sind, vor der zu großen Hitze schirmen. Vorn bleibt er offen, und von dieser Seite werden nun die Gipsblöcke so aufeinander gethürmt, daß unten eine dreyeckigte Höhlung bleibt, in welcher man das Feuer anzündet. Höher als die Eisenplatten reichen, darf kein Gips mehr gelegt werden. Zwölf bis dreyzehn Stunden lang wird das Feuer unterhalten, und dann ist der Gips meistens calcinirt. So bald er erkaltet ist, nimmt man ihn heraus, und zerschlägt ihn mit Eisenschlegeln auf dem mit Steinplatten belegten Theil des Bodens zu kleinen Stücken. Mitten auf eben diesem Boden erhebt sich eine hölzerne Spindel, mit einem langen, ebenfalls hölzernen Arm, nur zwey Schuh hoch vom Boden eingezapft, versehen. In der Mitte der Länge dieses Arms ist an zwey eisernen Armen eine schwere Steinrolle befestiget, die auf den Boden reicht. Nun wird der zerbröckelte Gips um die Spindel herum auf die Platten gelegt, und ein an dem Ende der Stange angespanntes Thier zieht die Steinrolle so lang über den Gips herum, bis er zu feinem Mehl zerrieben ist. Dem Thier wird mit einem Tuch der ganze Kopf verbunden, weil der sich überall erhebende Gipsstaub sehr schädlich ist. Während dem Mahlen schürt eine Person den auseinander rollenden Gips immer wieder unter die Rolle, welches bey einigen Mühlen auch durch einen an den Armen der Rolle angebrachten Krazer geschieht. Einige Gipsmühlen werden auch durch das Wasser getrieben, vermittelst eines Rades, dessen Wendelbaum mit Kammzähnen in die ebenfalls mit Kammlöchern versehene Spindel greift. Wiederum giebt es andere, wo nur ein Pferd an eine Walze gespannt, und auf dem Gips herumgetrieben wird. Dieses möchte wohl die schlechteste Methode seyn.

So bald der Gips fein genug gemahlen ist, so wird er noch gesiebt, und sogleich in Fässer gepackt, wo er dann zum Verkauf geschickt ist. Es giebt fünf Gipsmühlen in der Stadt. Zu einem jeden Brande werden fünf und zwanzig Fuder rohen Gips erfordert. Diese geben achtzig bis hundert Mesures gemahlnen Gips. Es gehen allemal zwölf Mesures in ein Fäßchen, hier Bichet genannt. Da es dreyerley Arten Gips giebt, so ist er auch in seinem Gewicht und Preis verschieden. Der rothe und der gröbste wiegt 45 Pfund, zu achtzehn Unzen die Mesure, und gilt zwey bis drey franz. Livres, der graue oder mittelmäßige wiegt 40 Pfund und gilt vier Liv. bis fünf Livres zehn Sols. Der weisse oder feinste wiegt 36 Pfund und gilt sechs Liv. bis sieben Liv. zehn Sols. Vor der Revolution soll er viel wohlfeiler gewesen seyn. Man gebraucht ihn meistens zum Bauen, wo dann der rothe als Grund, der graue als Ueberzug und der weisse zur feinsten Stuckaturarbeit gebraucht wird. Man verfährt ihn auf Arbois, Dole, Besançon und noch weiter, benutzt ihn aber nur in den Gebäuden. Zu meiner großen Verwunderung hörte ich, daß man ihn hier nicht als Dungmittel anwende, wo ihn doch die Natur so im Ueberfluß spendet, aber die Schweizer kaufen ziemlich viel vom rothen, um ihre Kleeäcker damit zu bessern. Gerne hätte ich erfahren mögen, wie viel Gips jährlich zubereitet und welche Summen er der Stadt einbringt; allein dies war unmöglich, denn man arbeitet nur dann und wann sowohl in den Gipsbrüchen als in den Gipsmühlen, und man kann keine genaue Listen der Ausfuhr erhalten, besonders da die Gipsmühlen zum Theil außer der Stadt liegen.

Die Gerbereyen, hauptsächlich die Rothgerbereyen beschäftigen viele Hände in Salins. Der blühende Zustand der Viehzucht auf dem bergichten Theil der Provinz ver-

schaft die Häute um einen wohlfeilen Preis. Die Größe der Eichenwälder und die ungeheure Menge Holz, die zu den Salzwerken jährlich gebraucht wird, erleichtern das Anschaffen der Rinde ungemein. Es befinden sich deshalb nicht wenig Rindenstampfen in und außer der Stadt, die in beständiger Arbeit sind. Die Häute, die man zubereitet, geben ein vortrefliches Leder, welches einen bedeutenden Handelszweig der Stadt ausmacht. Es wird außer Landes gesandt, und im Lande selber, wie wir schon anderswo bemerkt haben, werden eine große Menge Schuhe auf den Verkauf hin gemacht, und an den Märkten feil geboten. Auch bey dem Leder wurde mir die Bemerkung gemacht, daß es vor der Revolution mit mehrerer Sorgfalt zubereitet wurde. Beynahe über jedes Fabrikat, über jeden Handelsartikel beklagte man sich seit der Revolution. Man muß sich darüber gar nicht wundern, wenn man bedenkt, daß der Handel beynahe ganz vernichtet war, daß die meisten Fabriken und Manufakturen stille stunden, weil man die Arbeiter mit Gewalt zur Armee führte, daß es eine Zeit lang in Frankreich gar keine Aufsicht, keine Polizey mehr gab, die über die Aechtheit der Waaren gewacht hätte, daß endlich auch in diesem Stück die Moralität so ganz gesunken war, daß man sich die auffallendsten Verfälschungen erlaubte. Auch diesem Uebel wird die dermalige Regierung bald abhelfen; denn die Wiederbelebung der Industrie scheint ihr am Herzen zu liegen, und kein Zweig des allgemeinen Wohlstandes wird in so kurzer Zeit wieder blühend werden, als dieser, da die Thätigkeit und Erfindungskraft der Nation nur der Hofnung des Friedens und der Ueberzeugung, eine feste Regierung zu haben, bedurfte, um wieder alle Seegel ihrer Geschäftigkeit auszuspannen. Sollten die Fesseln, mit denen unter der monarchischen Regierung sowohl die Industrie als die Handlung belegt

waren, nun abgenommen bleiben; sollten dafür Ermunterungen erfolgen, so hat Engelland bey einem nur zehen Jahr dauernden Frieden in dieser Rücksicht von Frankreich mehr zu befürchten, als von seinen Armeen und seiner unverhältnißmäßigen Ausdehnung.

In der Stadt Salins befinden sich auch eine große Menge Nagelschmiede, die alle möglichen Arten von Nägeln, besonders aber die ganz kleinen, pointes, in unbeschreiblicher Anzahl verfertigen. Es giebt hier auch eine Spielkartenfabrik, einige Webstühle, ein paar Färbereyen, deren Gedeihen aber die schlechte Eigenschaft des Wassers im Wege steht, und noch andere Gewerbe, die aber alle wenig zu bedeuten haben.

Man kann diese Stadt eben so wenig zu den Manufakturstädten als zu den Handelsstädten rechnen. Sie könnte zwar durch die sieben Hauptstraßen, die von ihr auf Ornans, auf Besançon, auf Dole, auf Arbois, auf Genf, auf Iverdün und auf Pontarlier auslaufen, nicht nur mit ganz Frankreich, sondern auch mit dem Auslande in lebhaftem Verkehr seyn; allein die eigentlichen Handelsstraßen gehen nicht durch diese Stadt, und deswegen sieht man auch sehr selten Waaren hier durchführen. Alle obbenannten Straßen dienen hauptsächlich, um die Ausfuhr des Salzes zu erleichtern, welches das Haupterzeugniß dieser Stadt ist. Indessen treiben doch einige Häuser einen nicht zu verachtenden Zwischenhandel mit Eisenwaaren, die sie in den benachbarten Eisenhütten zusammenkaufen und davon in der Stadt große Magazine anlegen, besonders aber Kochgeschirre und Oefen. Eben so kaufen andere im waldichten Theil der Provinz große Partheien Holz, lassen es zu Brettern schneiden und handeln damit auf Lyon und noch weiter. Wieder andere beschäftigen sich mit dem Aufkaufen des Honigs und Wachses, da die Bienenzucht auf dem

bergichten Theil des Landes einen der einträglichen Zweige der Landwirthschaft ausmacht.

Endlich ist mir hier ein Handelsartikel aufgefallen, den ich sonst noch nirgendswo bemerkt habe. Schon in der ersten Hälfte dieses Werkes habe ich der Leidenschaft gedacht, mit welcher der Vogelfang in diesem Departement getrieben wird. Da nun die Lockvögel eines der unentbehrlichsten Hülfsmittel bey diesem Geschäfte sind; so hat man sich wohlbedächtlich in Salins auf die Abrichtung und Wartung derselben gelegt, um sie theuer genug den Liebhabern zu verkaufen. Man wählt hier die Finken und die Grünlinge (Verdier) dazu aus, und um sie zu blenden hält man sie einige Wochen lang beständig in der dicksten Finsterniß, setzt sie dann plötzlich in die hellste Sonne, wodurch sie den Gebrauch des Gesichts ganz verlieren. Ein ganz abgerichteter Lockvogel wird um sieben Liv. verkauft. Zu eben diesem Vogelfang wird auch Vogelleim, der meistens aus der, in den hiesigen Wäldern sehr häufigen, Stechpalme (Houx) gemacht wird, verfertigt.

Eigentlich nährt sich der größte Theil der Einwohner von Salins von der Landwirthschaft, so daß man sie mit Recht zu den Landstädten zählen darf. Die Hügel um die Stadt, auch die steilsten Abhänge derselben, wenn sie nicht nackter Felsen, oder mit zu vielem Gerölle bedeckt sind, werden hauptsächlich als Weingärten, sonst aber auch als Aecker, Wiesen und Weiden benutzt. Man übersieht mit wahrem Vergnügen die vielerley Einbiegungen, Erhöhungen, kleine Flächen, und anmuthigen Thälchen dieser Gegend, welche alle, auf verschiedene Art angebaut, das angenehmste Gemälde darstellen. Kleine Dörfer, schön gebaute Meyerhäuser (Granges) und hin und wieder Lusthäuschen beleben dasselbe ungemein. Vor der Revolution besaß der Adel von Salins schöne Herrschaften in dem um-

liegenden Theil der Provinz, und noch itzt haben die Bürger beträchtliche Güter, und die ärmere Klasse theils auch allerley Grundstücke, theils bearbeitet sie diejenigen der wohlhabenden Bürger. Nach den ersten Stürmen der Staatsumwälzung, während welchen niemand sicher war, ob ihm noch was Eigenthümliches bleiben würde, wußte sich auch der Adel, die herrschaftlichen Rechte ausgenommen, sein übriges Eigenthum durch ein zweckmäßiges Betragen zu erhalten. Man kann also mit Recht sagen, daß hier beynahe alle Einwohner von den Wohlthaten der Natur leben und dieses trägt sehr viel zur Bildung ihres Karakters bey.

Man kann den Karakter der Einwohner einer Stadt im allgemeinen nie besser würdigen, als wenn man sie in gewissen Lagen überrascht, wo sie denselben entfalten müssen. Diese Gelegenheit stellte sich uns in unserm Schicksal dar. Vom ersten Augenblicke unserer Ankunft allhier an, bis zu unserer Abreise, vierzehn Monate nachher, fanden wir sowohl bey den Vorgesetzten und den Reichsten, als bey den Bürgern und den Aermsten eine Theilnahme, eine Dienstfertigkeit und ein Benehmen, welche uns natürlicherweise auf einen guten, gefühlvollen, offnen und aufrichtigen Karakter schließen liessen. Wie sehr gewannen sie nicht bey der Vergleichung ihres Betragens, mit der Art wie man uns in Aarau, Aarburg und Befort und anderswo behandelt hatte. In einem eben so achtungswürdigen Lichte erscheint ihre Denkungsart, wenn man ihr Benehmen während der Revolution betrachtet. Obgleich, im Ganzen genommen, der Sache der Freyheit sehr zugethan, begieng die große Mehrheit der Bürger nit dergleichen Abscheulichkeiten, wodurch sich diejenigen anderer Städte vor der ganzen Welt so entehret haben. Freylich gab es auch in Salins Jakobiner, die sich gar zu gerne die empörendsten Ab-

scheulichkeiten erlaubt hätten. Allein in einer zu geringen Anzahl konnten sie nie etwas bedeutendes vornehmen, und die Verfolgungen, welche unter Robespierres eisernem Szepter auch hier zu der Tagesordnung gehörten, müßen meistens Fremden zugeschrieben werden. Man hätte aber sehen sollen, mit welcher Freude, mit welchem Eifer nach dem Tode jenes Ungeheuers alle seine Satelliten wieder weggeschafft, und ehrliche Männer an deren Stelle erwählt wurden; wie gern man sich wieder unter Ordnung und Gesetze fügte. Ausgenommen während der Schreckenszeit, wo alles, was nicht Kannibal war, fliehen mußte, gab es hier nicht viel Emigranten, und die wenigen, die vielleicht nur ein panischer Schrecken vertrieben hatte, kehrten nach der Revolution von 1795 meistens wieder zurück. Wenige wurden mit der Grausamkeit verfolgt, wie in andern Theilen der Franche Comté, und Schlösser wurden in der Gegend um Salins gar keine verbrannt. Es hatte sich aber auch der Adel vor der Revolution gegen seine Untergebenen und Mitbürger immer menschlich betragen, und nun erndtete er natürlicherweise den Lohn davon ein. Wir haben manche adeliche Familien hier gekannt, die noch immer im größten Ansehn standen und allgemein beliebt waren. Freylich hatten sie ihre herrschaftlichen Rechte verloren, weil dieselben von der National-Versammlung selbst waren abgeschafft worden, einige unter ihnen hatten das Eigenthum ihrer Verwandten, die unvorsichtigerweise emigrirt waren, wieder an sich kaufen müßen, dies geschah hier aber meistens auf eine sehr vortheilhafte Weise. Im Ganzen genommen aber hat der vormalige Adel hier nicht so stark gelitten als anderswo, und dies hat er seinem eignen und seiner Mitbürger humanen Karakter zu verdanken. Die Güte ihres Herzens bewiesen sie auch durch die Behandlung der Kriegsgefangenen, die hier durchgeführt, zum

Theil auch hieher verlegt wurden. Es war ein Fest für mich, wenn ich die allgemeine Thätigkeit erblickte, mit welcher diesen Unglücklichen Kleider und Nahrung in großer Menge in ihr Quartier, welches gemeiniglich ein freyer Platz unter offnem Himmel war, zugetragen wurde. Eben diese Menschlichkeit bewiesen diese gutmüthigen Einwohner gegen ihre verwundeten Landsleute, die hier durchgeführt, oder in das hiesige Hospital versorgt wurden.

Diesen guten Karakter erhöhen sie durch Arbeitsamkeit und Fleiß, und es fehlt ihnen nicht am Talent dieselben gehörig anzuwenden. Man trifft beynahe in jedem Handwerk vorzügliche Arbeiter hier an, und es hat bis itzt gewiß nur an Aufmunterung und Aufklärung gefehlt, sonst würde auch dieses Land einen hohen Grad von Kultur erreicht haben. Doch hat in den vorigen Zeiten auch diese Stadt berühmte Männer hervorgebracht. Ich will unter denselben nur den Baron von Lisola und den Abbé d'Olivet nennen. Der erstere, im Jahr 1613 geboren, erhob sich durch seine Geschicklichkeit in der Diplomatik unter Philipp dem Zweiten, König von Spanien, zu den höchsten Ehrenstellen. Der andre, dessen eigentlicher Name Joseph Thonlier ist, starb im Jahr 1768 den 8ten Weinmonat im sechs und achtzigsten Jahre seines Alters. Er hat sich durch seine Werke, die ihm eine Stelle in der französischen Akademie erwarben, berühmt gemacht.

Zu der Zeit, als die Bewohner dieser Gegend, von der Geistlichkeit beherrscht, sich als die eifrigsten Verehrer des Katholizismus in Frankreich ausgezeichnet hatten, gab man ihnen wenigstens das Zeugniß guter Sitten und einfaltsvoller Lebensart. Itzt aber, da jene Religion als eine Satyre auf die menschliche Vernunft verachtet und abgeschafft ist, da die Aufklärung jene Finsterniß vertrieben und dem Menschen liberale Grundsätze eingeflößt hat, itzt läßt er sich

von der Vernunft allein regieren und entlediget sich aller Fesseln, die die freye Ausübung seiner Rechte hinderten. Lange genug zwang ihn die Religion, jene ernste Lehrerin, zur Bezähmung seiner Leidenschaften, und stellte ihm Anstand und Sittlichkeit als unfehlbare Mittel vor, diesen heilsamen Zweck zu erreichen. Alle diese altmodischen Vorurtheile sind nun vergessen, und der Fremde, der aus einem noch in der Finsterniß tugendhafter Sitten liegenden Lande kommt, kann sich von seinem Erstaunen nicht erholen, wenn er die Wirkungen selbst regierender Vernunft sieht und vernimmt. Dem Umgang zwischen beyden Geschlechtern wird nicht mehr durch unbequeme Gesetze Schranken gesetzt. Ohne Schaam trägt man die Früchte davon zur Schau, und wenn ein Mädchen ihre Umstände nur der Munizipalität angezeigt hat, so ist sie aller Verantwortlichkeit entledigt. Auf keine Weise wird der Ausschweifung vorgebaut, und die Folgen dieser planmäßigen Nachläßigkeit gehen über alle Beschreibung. Ich sage planmäßig; denn so bald die Regierung den unanständigen Anzug leidet, der itzt im Schwange geht, so bald sie die Ehe als eine unbedeutende Sache behandelt, und die Ehescheidung als ein Spiel angesehen wird, so lange sie bey den unnatürlichsten Lastern die Augen zudrückt: so billigt sie dieselbe, ja sie muntert sie noch auf.

Zwar hatte bey unserer Ankunft in Frankreich die Frechheit im Anzug etwas nachgelassen. Die eigentliche Mode à la Grecque, wo nicht nur der ganze Fuß, sondern auch ein guter Theil der Schenkel unbedeckt erschien, wo man sich erlaubte, vollkommen durchsichtige Kleider zu tragen, war vorüber. Doch sah er für ein an Anständigkeit gewohntes Auge noch immer empörend genug aus. Die ganz bloße Brust, die zu feine Mousseline, und die dem Körper zu eng angepaßten Kleider, verriethen eine Schaamlosigkeit

in der Person, die sie trug, welche natürlicherweise nicht die reinsten Sitten voraussetzen ließ, da es noch immer Personen gab, die der Modegöttin nie so sclavisch huldigten, um ihr die Schaamröthe aufzuopfern.

Die Geringschätzung, mit welcher man den Ehestand behandelte, mußte die Ausgelassenheit befördern. Man betrachtete ihn nur als einen Civilcontrakt, den man brechen konnte wenn man wollte. Meistens entschloß man sich nur aus Eigennutz in eine Eheverbindung zu treten, das Herz nahm keinen Theil daran, weil die wahre Liebe ein Land geflohen hatte, wo ihre Schwestern Schaamhaftigkeit und Treue öffentlich verhöhnt wurden. Auch hatte man mit Fleiß der Einsegnung einer Ehe alles Feyerliche, alles Ehrfurcht erregende benommen, um die Handlung selber desto verächtlicher zu machen. Zwey Personen, die sich entschlossen hatten Mann und Weib öffentlich zu werden, kündigten es der Munizipalität an, welche sie auf einen Decadi auf das Rathhaus berief. Hier stellten sie sich einige mit, andere auch ohne Verwandten vor den Präsidenten. Dieser frägt sie, ob sie sich heirathen wollen? auf die Antwort Ja liest er ihnen das Gesetz über die Ehe vor, schreibt ihre Namen ins Stadtregister, die Ortsmusik macht etliche Freyheitsstücke und ein paar Tänze auf, und damit Holla. Diejenigen, die noch einiges Gefühl für Religion haben oder affektiren, lassen sich hernach auch noch in der Kirche von einem beschwornen Priester trauen. Wie wenig man sich übrigens aus dieser Ceremonie macht, kann folgende Anekdote beweisen, die sich während unserm Aufenthalt in Frankreich zugetragen hat. Ein junges Paar wollte sich eben in der Kirche zum heil. Rochus in Paris trauen lassen, schon hatte die Einsegnung begonnen, als eine junge Person mit einem jährigen Kinde auf dem Arm durch die Zuschauer drang, dem Bräutigam das Kind vor die Füße warf,

und sich wieder entfernte. Nach einigem Lerm, den dieser Vorfall unter den Zuschauern erregte, wurde das Kind bey Seite geschafft und die Ceremonie vollendet, ohne daß sich weder die Braut noch der Bräutigam, noch viel weniger der würdige Priester deswegen im Geringsten geärgert hätten.

Wenn sich noch bey einigen Mädchen einige Spuren von Schaam erhalten hatten, so wollten sie doch den Zudringlichkeiten ihrer Liebhaber nur dann nachgeben, wann sie wenigstens auf die damals gesetzmäßige Art dazu berechtigt seyn würden. Die Männer hingegen unterzogen sich dem Joche, wenn es ihnen Liebe (d. h. in Frankreich, eine vorübergehende Leidenschaft) aufgelegt hatte, nur deßwegen, weil sie wohl wußten, daß sie es nach Belieben wieder abwerfen konnten. Alle Augenblicke hörte man von Ehescheidungen, und man war so daran gewöhnt wie an das tägliche Brod. Wir kannten unter andern einen jungen Mann, der die dritte lebende Frau hatte. Wenn man ihn frug und sich auch bey andern erkundigte, warum er sich von den zwey ersten getrennt hätte, so hieß es, er sey ihrer satt gewesen. Soll man sich aber wundern, daß Sittenlosigkeit einen solchen fürchterlichen Grad erstiegen hat, wenn man ihr mit Fleiß allen Anlaß dazu giebt? Allein sie muß nicht nur der lockern Kleidung, der Verachtung des Ehestandes, der Begünstigung der Ehescheidungen, sie muß auch noch andern Ursachen beygemessen werden. Unter diese gehört die allgemein verbreitete Lektür schlüpfriger Romane. Wenn man dermalen in Frankreich die Buchläden und besonders die Lesebibliotheken besucht, so erstaunt man über die ungeheure Menge von Romanen der niedrigsten Art, mit welchen sie angefüllet sind. Man darf die meisten ohne Erröthen kaum in die Hand nehmen, und doch bestehen die Abonenten dieser Lesebibliotheken meistens aus jungen Frauenzimmern, und ich habe mit Verwunderung und Bedauern oft

selbst gesehen, mit welchem Heißhunger diese Romane verschlungen wurden. Ich machte den Buchhändlern Vorwürfe darüber, erhielt aber zur Antwort, daß diese Art Bücher am leichtesten abgehen, am meisten gelesen werden, und ihnen also den größten Gewinn brächten. Und damit muß man sich abspeisen lassen.

Der kluge Mann, der nun die Zügel der Regierung in Frankreich in seinen Händen hält, hat diese unpolitische Herabwürdigung alter Gebräuche, durch welche Ordnung und Sitten aufrecht erhalten wurden, gewiß nie gebilligt. Es liegt gewiß in seinem Plane, diesem Unwesen zu steuren, allein er ist zu vorsichtig um es auf einmal zu thun. Auf eine sehr feine Art soll er bald nach seiner Erhebung zum ersten Consul, sein Mißfallen über die zu natürliche Kleidungsart bewiesen haben. Als eine sehr große Gesellschaft sich bey Madam Bonaparte befand, so bemerkte der Konsul, daß die Damen, ob es gleich im Anfang des Winters war, ihre Reize so wenig vor der Kälte verwahrt hatten, als wenn sie unter dem Himmelsstrich von Afrika wohnten. Ohne etwas sich merken zu lassen, befahl er dem Bedienten, noch mehr Holz an das schon sehr große Feuer, welches im Kamin brannte, zu legen. Der Bediente gehorchte, der Consul aber wiederholte den Befehl, mit den Worten: Noch mehr, noch mehr. Als endlich der Bediente ihm vorstellte, daß das Haus in Brand gerathen müße, sagte ihm sein Herr: Aber siehst du nicht, daß diese Damen hier sonst erfrieren müßen. Man merkte sich den Wink, und seit der Zeit soll die Kleidungsart an Anständigkeit viel gewonnen haben.

Durch die freye und ungehinderte Religionsübung, die er gleich nach der Einführung der neuen Konstitution wieder gewährte, noch viel mehr aber durch das mit dem Pabst geschlossene Konkordat, wird auch der Ehestand wieder

nach und nach die Achtung erhalten, die ihm gebührt. Lange hat er hingegen dem Unfug, den die Leichtigkeit sich scheiden zu lassen, anstellen mußte, zugesehen. Endlich stieg der Mißbrauch auf einen solchen Grad, daß in Frankreich mehr Ehescheidungen als sonst in ganz Europa erfolgten, und natürlicher Weise die bedauerlichsten Folgen für die menschliche Gesellschaft daraus entstehen mußten. Nun soll auch diesem durch strenge Gesetze gesteuret werden. Hoffentlich wird er auch die Preßfreyheit in ihre gehörigen Grenzen einzuschränken wissen, denn es fehlt ihm gewiß nicht an Tiefblick einzusehen, daß die Menschen, wie sie sind, trotz aller der hochgepriesenen Vernunft, diese Speise nicht vertragen können. Die Regierung muß als ein geschickter Arzt, ihren Untergebenen genau vorschreiben, was sie genießen dürfen, und es verräth sehr wenig Menschenkenntniß, sehr wenig eigenes Nachdenken, wenn man eine unbedingte Preßfreyheit als einen Beweis einer aufgeklärten Regierung ansieht. In Ansehung der Zeitungen, deren es in Frankreich eine ungeheure Menge gab, davon einige königlich gesinnt, andere Jakobiner, die übrigen aber Verfasser hatten, die den Mittelweg giengen, ertheilte nach dem 18ten Brümaire die Regierung, den 27ten Nivose einen Befehl, nach welchem dreyzehn allein beybehalten, die übrigen aber alle verboten wurden. Die Redakteurs mußten in die Hände des Polizeyministers den Eid der Treue an die Constitution legen, und es ward ihnen durch obigen Befehl angezeigt, daß auch hinfür alle diejenigen Zeitungen augenblicklich würden unterdrückt werden, welche Artikel enthielten, die gegen folgende Punkte sündigen würden: 1) Gegen die Hochachtung, die man dem gesellschaftlichen Vertrag schuldig ist. 2) Gegen die Souverainität des Volks. 3) Gegen den Ruhm der Armeen. 4) Welche Ausfälle auf verbündete Nationen mittheilen, wenn sie

auch den Stoff aus fremden Zeitungen genommen hätten.

Dieser Consularbeschluß erregte in Frankreich großes Aufsehen und viel Mißvergnügen bey den wahren Jakobinern, indem sich dieselben in ihren öffentlichen Blättern immer ungebundene Freyheit erlaubt hatten, allein in den damaligen Umständen war es eine sehr weise und nothwendige Verfügung, obgleich sie für sehr despotisch ausgeschrien wurde.

Wenn schon die Stadt Salins in einem eingeschloßnen Thale liegt, so ist doch die Luft gesund; ja wenn auch die umliegenden Gegenden mit ansteckenden Seuchen heimgesucht werden, so bleiben die Einwohner von Salins frey davon. So wüthete vor einiger Zeit das Faulfieber in Arbois und rafte viele Menschen weg. Da diese Stadt nur zwey Stunden von Salins entfernt ist, und alle Tage Verkehr zwischen den Einwohnern statt hat, so hätte man ohne anders eine Mittheilung dieser Krankheit befürchten sollen, allein nur die wenigen bekamen sie, die in Arbois waren angegriffen worden. Sie wurden in Salins wieder gesund, und die Krankheit breitete sich daselbst nie weiter aus. Man schreibt ziemlich allgemein den Ausdünstungen der Salzpfannen diese heilsame Eigenschaft zu; dies mag ein Chymiker untersuchen, ich für meinen Theil glaube, daß der stete Luftzug, der in einem solchen engen Thale immer statt haben muß, die Luft rein erhält. Auch in Salins sieht man dann und wann Kröpfe, noch viel häufiger aber hinkende Personen, davon es ganze Familien giebt. Aller meiner Nachforschungen ungeachtet, konnte ich nicht auf den wahren Grund dieser Anomalie kommen, vermuthe aber, daß die Art, wie man hier die Kinder trägt, und ihre Schenkelchen zu stark an den Leib drückt, nicht wenig zu dieser Verunstaltung beytragen möge.

Die Natur der Witterung stimmt mit derjenigen in den

gebirgigen Ländern zum Theil überein. Der Frühling fängt eigentlich erst mit dem April an angenehm zu werden, im Mai erscheint er mit allen seinen Reizen, so daß diejenigen, die einigen Sinn für Natur haben, schon auf ihre Landhäuser eilen. Doch bringt der Nordost einigemal sehr kaltes und der Südost sehr feuchtes Wetter. Ich hatte aber nie bemerkt, daß es hier weder späten Schnee noch Nachtfröste giebt, die bey uns auch noch im Brachmonat in einer einzigen Nacht die Hoffnung des Landmanns vereiteln. Auch wollen die Einwohner nichts davon wissen. Im Sommer leidet man in diesem tiefen, von Kalkfelsen eingemaurten Thale außerordentlich von der Hitze. Wenn dieselbe, wie es ziemlich oft geschieht, einige Zeit anhält, so schmachtet die Natur, besonders auf der Bergebene, von einer alles versengenden Tröckne, die hier allemal mehr schadet als der strengste Winter. Ich habe oben schon bemerkt, daß der Frühling und Sommer vom Jahr 1800 in dieser Rücksicht Epoche machten. Nie gab sowohl in dieser Gegend als beynahe in ganz Frankreich das Feld eine schönere Hoffnung der gesegnetesten Erndte von sich, und nie ward diese Aussicht durch das schönste Wetter auf eine so grausame Art vereitelt. Keine Art von Baum- oder Feldfrüchten haben diesem Uebel widerstehen können; sogar das, die warmen Himmelsstriche liebende türkische Korn, und die sonst allen Witterungen trotzende Kartoffel haben gelitten. Ein verzehrender Staub, der mehrere Zolle hoch auf den Straßen lag, wurde von dem stets wehenden warmen Südost über die ganze Natur verbreitet, und hüllte sie in ein eckelhaftes Trauerkleid. Nur in der Nachbarschaft der Wälder schienen die Farben des Naturkleides noch nicht ganz verwelkt zu seyn, und mancher verständige Landwirth bedauerte die großen Verheerungen, die man in den Wäldern während der Revolution angerichtet hatte, deren schlimme Wirkungen

sich nun auch in dieser Rücksicht zeigten, da Waldungen unstreitig vor den Wirkungen einer übermäßigen Tröckne schützen können.

Im Sommer lassen sich hier sehr oft Donnerwetter hören, die sich durch fürchterliche Blitze entladen, welche beynahe alle Jahr irgend ein Unglück anstellen, besonders sind die einzeln stehenden großen Meyereyen ihnen sehr ausgesetzt. Auch der Hagel richtet manchmal auf der Bergebene, öfterer aber auf der Kornebene große Verheerungen an. Wenn man schon überall den Frühling als die schönste Jahrszeit betrachtet, so möchte hier der Herbst mit ihm in den zwey ersten Monaten um den Vorzug streiten. Die milde gleiche Witterung und der herrliche Anblick so vieler mit purpurnen Trauben behangenen Weinberge, geben ihm einen eigenthümlichen Reiz. Dieser wird ungemein durch die Lebhaftigkeit erhöht, die alsdann überall auf dem Felde herrscht, auch sieht die Stadt nie so verlassen aus, als in jener Zeit. Sobald aber das Ende des Weinmonats heranrückt, so wird man durch die dicken, stinckenden Nebel, die die ganze Gegend erfüllen, in die Stadt zurückgejagt. Diese herrschen beynahe auch noch den ganzen Winter durch und vermehren die Traurigkeit desselben. Er erhebt sich beynahe nie zu einer beträchtlichen Höhe, und meistens genossen wir auf dem Fort St. André des herrlichsten Sonnenscheins, wenn die Stadt und die ganze Ebene in ein dichtes Nebelgewand gehüllt war. Dieser Nebel trägt viel zur empfindlichen Kälte bey, die hier während dem Winter gespürt wird, und die die Straßen für lange Zeit mit einem dicken Eispanzer bedecket. Schnee aber fällt überhaupt genommen nicht viel, und er bleibt an diesen steilen Abhängen auch nicht lange liegen. Uebrigens besitzt die Stadt Salins einen ganz eigenthümlichen Barometer an dem Poupet, einem Berge, der gleich außer der Stadt gegen

Nordosten sich zu einer Höhe von ungefähr tausend Fuß erhebt. So bald seine Spitzen mit Wolken bedeckt sind, so kann man sicher auf Regen zählen.

Mit gesunden und sehr mannigfaltigen Lebensmitteln ist Salins reichlich versehen. Auch hier, so wie meistens in allen Städten Frankreichs, zieht man die Fleischspeisen allen andern vor. Der bergichte Theil der Provinz liefert vortrefliches Rindfleisch im Ueberfluß, das Kalbfleisch hingegen schien mir nicht so schmackhaft, ohne Zweifel weil man die Milch zu sehr an den Kälbern spart. Schaaffleisch wird auch vieles und ziemlich gutes verspeiset. Dem Schweinefleisch aber gehört vor allen der Vorzug. Auch an Geflügel leidet man keinen Mangel, besonders habe ich nie größere, fettere und vortrefflichere Tauben gegessen. Hingegen giebt es nicht so viel Enten und sehr selten Gänse und Putter, die doch in andern Theilen Frankreichs, besonders um Paris herum, so häufig erzogen werden. Fische bekömmt man ziemlich gute aus der nicht sehr entfernten Loue und aus den vielen Seen im bergichten Theil der Provinz, so wie auch sehr viel Krebse.

Mit Korn muß sich die Stadt aus der nahe liegenden Ebene versehen. Man backt auch hier ein gutes schmackhaftes Brod, und verfertigt vortreffliches Backwerk. Andere Mehlspeisen aber kennt man nicht. Der ärmere Theil der Bürger nährt sich oft vom Türkenmehl, aus welchem er, wie das Landvolk, eine Art Brey macht. Gemüse liefern die um die Stadt liegenden Dörfer, besonders Marnoz, im höchsten Ueberfluß, und aus einigen Gärten bekommt man auch Früchte, die hier aber selten, theuer und nicht sehr schmackhaft sind.

Das Getränke giebt den übrigen Lebensmitteln an Güte nichts nach. Mit herrlichem Wasser wird die Stadt durch wenig entfernte Quellen reichlich versorgt. Der

Wein ist wohlfeil und gut, und Bier wird in verschiedenen Brauereyen vortreffliches verfertigt.

Auch in der Lebensart der Einwohner hat die Revolution ihre Wirkungen gezeigt. Man lebt viel köstlicher und unmäßiger als zuvor. Der Lohn eines Koches belief sich vor Zeiten nur auf dreyßig kleine Thaler, nun will man gute haben und giebt ihnen bis fünfzig Thaler. Auch dem Trunke ergiebt man sich viel stärker. Die Einwohner der Franche Comté hatten zwar von jeher den Ruhm, daß sie unter allen Franzosen den Wein am meisten liebten; doch gieng das Laster der Trunkenheit nie so sehr im Schwange als itzt. Es hat sich sogar auf das Frauenzimmer ausgedehnt, und ich machte manchmal sehr große Augen, wenn ich sah, wie sie nicht nur Gläser Wein ausstürzen; sondern auch sogar den Brantewein trinken konnten. Besonders lieben sie ein Getränk, Gloriat genannt, nach dem Mittagessen, wo man starken Kaffee mit Brantewein vermengt. Es soll seit der Revolution aufgekommen seyn.

Tabelle

der Preise einiger Lebensmittel und Bedürfnisse 2c.

Ein paar Ochsen von vier Jahren, von 6—10 Ld'or.
Ein einzelner junger Ochs, 21 kleine Thaler.
Ein Pferd von vier bis fünf Jahren, 5 Ld'or.
Ein Pferd von zwey Jahren, 2 1/2 Ld'or.
Ein fettes Schwein, 40 Livres.

Eine Maaß Milch, 4 Sols.
Ein Pfund Butter von 32 Loth kostet 19 Sols.
Ein Pfund Käse, ein paar Monat alt, das Pfund 8 Sols.

Getränke.

Eine Bouteille Wein, von 8—14 Sols.
Eine Bouteille Bier, 7 Sols.

Das Pfund Rindfleisch, 5—7 Sols, sonst nur 4 Sols.
Ein Paar fette Hüner, 24 Sols, sonst nur 12 Sols.
Die Botte (Bund) Heu wiegt 20 Pfund, kostet im Jänner 30 Sols.
Die Mesure Haber wiegt 18 Pfund, kostete im Jänner 35 Sols.
Ein Dutzend schöne Aepfel, im Jänner 9 Sols.

Andere Bedürfnisse.

Ein Pfund Kerzen von 32 Loth, 14 Sols.
Eine Corde Holz kostet im Holzmagazin 14 Liv. 8 Sols. Sie mißt 32 Fuß in der Länge und 3 1/2 Fuß in der Höhe. Jedes Stück Holz ist 3 Fuß lang.
Ein Pfund Salz, 3 Sols, zuvor 5 Sols. Der Centner 10 Livres.

Unter den Bürgern der Stadt giebt es verschiedene, sehr wohl unterrichtete Männer, und besonders einige geschickte Aerzte und Advokaten. Ueberhaupt genommen aber blühen hier weder Wissenschaften noch Künste, und ich konnte mich nicht genug verwundern, in einem Orte, der doch über 8000 Einwohner zählt, auch nicht einen einzigen rechten Buchladen zu finden, wo man in Deutschland in einer gleich großen Stadt gewiß mehrere angetroffen hätte. Es befinden sich wohl zwey Buchdruckereyen hier, die aber niemals eigentliche Werke verlegen; sondern nur Proklamationen, Edikte und dergleichen Zeug drucken. Beyde Inhaber

dieser Buchdruckereyen haben einige Bücher feil, allein der eine verkauft nur alte Bücher, und der andre hält eine Lesebibliothek, die mit nichts als Romanen versehen ist. Hingegen besitzen einige Privatmänner schöne Büchersammlungen, worunter sich zwey vorzüglich auszeichnen. Die erste enthält einen Schatz von seltenen und prächtigen Ausgaben, deren Werth der Besitzer durch die kostbarsten Bände, die er alle in Paris verfertigen ließ, erhöhen zu müßen glaubte. So paradirten die berühmten mit den von Eisen gestochenen Kupfern gezierten Ausgaben der französischen Dichter, bald von Didot, Crapelet, Barbou, und Vaseanson, bald aber von Baskerville oder Bodoni besorgt. Hier konnte man die Vergleichung der beßten Typographen anstellen, und nach meiner Meinung gebührt dem Italiener die Palme. Auch ältere Ausgaben zieren diese Sammlung. Ein schöner unverdorbner Aldus u. a. m. Eine Ausgabe der Amorum Daphnis et Chloæ, die der Regent im Jahr 1718 selbst besorgt hatte, mit Kupfern von Audran. Den Helvetius de l'Esprit mit dem hinten angedruckten Privilegium des Königs. Ich konnte dies nicht begreifen, da es doch bekannt ist, wie sehr dieses Buch verboten wurde. Allein der Besitzer suchte meine Zweifel, ob dies Privilegium nicht falsch seyn möchte, durch folgende Anekdote zu heben. Sobald nämlich dieses Werk samt dem Privilegium an das Tageslicht getreten sey, habe sich jedermann darüber verwundert, der König aber sey so entrüstet worden, daß er den Censör in die Bastille, ohne weitern Prozeß, führen ließ. Dieser aber konnte zu seiner Entschuldigung ein Billet von der eignen Hand der Königin aufweisen, die ihm erlaubte dieses Buch die Censur paßiren zu lassen. Er wurde wieder auf freyen Fuß gestellt. Die ganze Auflage war indessen confiszirt worden, doch hatte man schon einige Exemplare ausgetheilt. Ich lasse die

ganze Geschichte auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, mir kommt sie nicht wahrscheinlich vor. Dieser nämliche Besitzer hat sich auf die Geschichte seiner Provinz mit vielem Eifer gelegt und alles gesammelt, was ihm in derselben Licht geben konnte. Ich hoffte also von ihm die näheren Umstände von der schon verschiedenemal vorgeschlagenen Vereinigung der Provinz Franche Comté mit der Schweiz vernehmen zu können. Noch immer reden die Einwohner dieses Landes mit Vergnügen davon, und es ist eine solche allgemeine Sage, daß die Sache zu ihrer Zeit großen Eindruck gemacht, und von den Bewohnern des Jura sehnlich gewünscht gewesen seyn muß. Allein zu meinem großen Erstaunen wußte mir dieser Geschichtsforscher nicht viel darüber zu melden. Er glaubt wohl, daß einmal die Rede davon gewesen sey, die Franche Comté als einen vierzehnten Kanton anzunehmen, konnte mir aber die eigentlichen Ursachen, warum aus der Vereinigung nichts geworden, nicht angeben. Nach Lauffer (siehe seine helvetische Geschichte, Th. 6. S. 75 und folgende) verhielt sich die Sache folgendermassen: Nach dem Tode Karl des Kühnen, Herzogs von Burgund, kamen im Jahr 1477 im Jänner Abgesandte der Grafschaft Burgund auf Bern, um mit der Eidsgenossenschaft Frieden zu schließen. Diese Abgesandten bestanden aus dem Erzbischoff von Besançon und aus den Abgeordneten der drey Stände. Schon zum drittenmal (wenn zuvor?) sollten sie angetragen haben, die Angehörigen der Grafschaft in Schutz und Schirm, oder wenn solches nicht angehen könne, als ihre Unterthanen mit Beybehaltung ihrer Freyheiten anzunehmen. Diesen Antrag machten sie zuerst der Stadt Bern, und erboten sich an dieselbe sich zu ergeben. Da sich aber die Stadt nicht stark genug fühlte, ein so weitläuftiges Land zu beschützen, wies sie die Abgesandten vor die ganze Eidsgenossenschaft, und rieth derselben,

ein so wohl gelegnes Land nicht aus Handen zu lassen. Allein die Eidsgenossen wollten sich mit dieser Grafschaft nicht beladen, sondern gewährten ihr nur einen ewigen Frieden, und verlangten dafür 150,000 rheinische Gulden. Da es nun der, durch die eben geendigten Kriege ganz ausgesogenen Grafschaft unmöglich war, diese Summe aufzubringen, so erbot sich der schlaue Ludwig der Eilfte, König in Frankreich, der immer ein Auge auf die Länder des Hauses Burgund in Frankreich hatte, der Schweiz diese Summe zu erlegen, mit dem Beding, daß sie ihm ihre Ansprache an die Grafschaft abtrete. Die Schweizer nahmen diesen Antrag mit der Bedingung an, daß ihr ewiger Friede mit der Grafschaft dennoch bestehen, und sie nicht schuldig seyn sollten, dem König zur Eroberung derselben behülflich zu seyn. So weit Lauffer. Dieser grausame Fürst erreichte zwar seinen Endzweck nicht, und die guten Einwohner der Franche Comté liessen sich durch das nicht sehr großmüthige Betragen der Schweizer nicht abschrecken, zweyhundert Jahre später wieder einen Versuch zu wagen, mit der Schweiz vereinigt zu werden. Als sie nämlich im Jahr 1668 die Absicht Ludwig des Vierzehnten nur zu deutlich merkten, auch ihr Land seinen Staaten einzuverleiben, so sandten sie den Abbé de Watteville in die Schweiz, um abermals die Eidsgenossen zu bewegen, sie in ihren Bund als einen vierzehnten Kanton aufzunehmen. Der Versuch lief abermals fruchtlos ab. Einige, wie zum Beyspiel Dunod in seinen Memoires Th. 3. Seite 694. behaupten, daß der Abbé selbst schuld an dem schlechten Erfolg seiner Gesandschaft gewesen sey. Wir haben schon anderswo bemerkt, daß man die Familie Watteville eines Einverständnisses mit dem französischen Hofe bey Eroberung der Provinz beschuldigt habe. Mir kommt aber dieses desto unwahrscheinlicher vor, da noch kurz vor der Revolution sich

im Archiv der Provinz ein Aufsatz befand, worin von eben diesem Abbé de Vatteville die Vortheile einer Vereinigung der Franche Comté mit der Schweiz dargethan sind. Andere hingegen behaupten, daß die Schweizer abermals und zwar diesesmal aus Furcht Ludwig den Vierzehnten vor den Kopf zu stoßen, den Antrag abgelehnt haben *). Dem sey

*) Da ich erst, nach dem obiges geschrieben worden, Zeit gehabt habe, die verschiedenen Schriftsteller durchzusehen, die von den Verhandlungen der Grafschaft Burgund mit der Schweiz Meldung thun, so muß ich aus allem zusammengenommen urtheilen, daß von Seiten der Grafschafts-Deputirten allerdings schon im Jahr 1477, hauptsächlich aber in den Jahren 1651 und 1652 Anträge geschahen, die Franche Comté als einen vierzehnten Kanton anzunehmen. Das erstemal wurde das Anerbieten wirklich, wie schon oben bemerkt ist, von den fünf kleinen Kantonen aus der Besorgniß verworfen, daß sie zu entfernt seyen, um von dieser Einverleibung den geringsten Vortheil ziehen zu können, und über dieß glimmte seit dem Burgundischen Krieg das Feuer der Zwietracht zwischen den Kantonen unter der Asche. Daß sie weder Großmuth noch Genügsamkeit zu diesem Schritt bewog, zeigt sich schon aus der Abtretung ihrer Ansprüche auf die Grafschaft um eine Summe Geldes. Das zweitemal wollten sie von dergleichen Anträgen nichts mehr hören, weil sie in der im Jahr 1511 mit Kaiser Maximilian geschlossenen Erbvereinigung ihm oder doch seinem Sohne auf eine gewisse Weise den Besitz dieser Grafschaft garantirt, und sich anheischig gemacht hatten, die Neutralität dieser Provinz zu bewachen. Wirklich gaben sie sich in allen folgenden Kriegen zwischen Frankreich und den jeweiligen Besitzern der Grafschaft Mühe, den Krieg von diesem benachbarten Lande durch Vorstellungen und Hinweisung auf die festgesetzte Neutralität abzuwenden, und es gelang ihnen meistens; nur dem unaufhaltsamen Strome der Eroberun-

nun wie ihm wolle: obgleich die Schweizer im Jahr 1477 nicht aus Staatsklugheit und Genügsamkeit, sondern aus Neid und weil sie seit der Theilung der im Burgundischen Krieg gemachten Beute mit einander zerfallen waren, die Vereinigung der Grafschaft Burgund mit der Schweiz ablehnten; so war es doch besser für die Schweiz, daß dieselbe unterblieben ist. Der Besitz derselben hätte die Schweiz vermuthlich in verschiedene Kriege verflochten, und es wäre bey ihren gegen Frankreich überall offenen und schwer zu vertheidigenden Grenzen, unmöglich gewesen sie zu behaupten. Denn ich zweifle, daß die französischen Könige, bey ihrem Hange sich zu arrondiren, mit der durch die Franche Comté vergrößerten Schweiz in die nämlichen Verhältnisse getreten wären, in die sie sich mit der alten Schweiz einliessen. Es ist wahr, die Salzwerke und Eisenminen der Grafschaft hätten dieselbe mit zwey Artikeln reichlich versorgt, an der sie den größten Mangel leidet. Allein die engen Verbindungen mit Frankreich verschafften ihr diese Bedürfnisse auf eine ruhigere Art, und noch größere Vortheile dazu, als diejenigen, die sie von einer größern aber unsichern Ausdehnung gehabt hätte.

Auch die andere Büchersammlung enthält sehr schätzbare Werke und alte Ausgaben. Besonders hatte der Besitzer sehr viele Schriften, die zur neuesten Revolutionsgeschichte gehörten, gesammelt. Es ist kaum zum glauben, was seit dieser Zeit für eine ungeheure Menge von Flugschriften in Frankreich herausgekommen sind. Er besaß ein ganzes Zimmer voll, in welchem über achttausend enthalten waren, und doch versicherte er mich, daß ihm wenigstens

---

gen Ludwig des Vierzehnten konnten sie keine Grenzen auf die ihnen gewohnte gütliche Art setzen, und sie mußten auch diese Provinz ihrem Schicksal überlassen.

noch drey oder viermal so viel mangeln. Dieses macht mir jene Anekdote glaubwürdig, nach welcher einer der reichsten französischen Herzoge sich in den Kopf gesetzt hatte, alle Brochüren und Werke sich anzuschaffen, die seit dem Anfange der Bewegungen in Frankreich herausgekommen waren. Er setzte sein Vorhaben bis im Jahr 1790 fort, alsdann mußte er es aber aufgeben, indem er sich sonst zum Bettler gekauft hätte. Wie schwer muß es daher seyn, eine vollständige Geschichte der französischen Revolution zu schreiben. Niemand wäre im Stand, sich alle Quellen anzuschaffen und eben so wenig durchzulesen, und doch enthalten dergleichen Schriften manchmal die wichtigsten Aufschlüsse, die man vergebens anderswo sucht. Es ist für den Beobachter gewiß eben so merkwürdig, auch die andern Schriften über verschiedene Gegenstände, die seit der Revolution erschienen sind, einiger Aufmerksamkeit zu würdigen. Man wird beynahe an allen das Gepräge der Neuerungssucht, den Geist des Umwälzungstriebes finden. Bey weitem die meisten zeichnen sich durch eine Oberflächlichkeit aus, bey der man es nicht aushalten kann. Selten ist sie mit etwas Witz gewürzt, so daß allenfalls eine müßige Stunde daran gewendet werden darf. An Gründlichkeit muß man nicht denken. Geht man alle Theile der Wissenschaften durch, die in diesen Produkten behandelt werden, so fällt der reine Gewinn für die Vermehrung der menschlichen Kenntnisse äußerst dürftig aus. Nimmt man die sogenannten philosophischen Werke in die Hand, so lacht man, oder man ärgert sich über den Mißbrauch, den man mit dem Namen dieser Wissenschaft treibt; besonders geschieht dieses bey denjenigen Werken, die in Frankreich als das non plus ultra des menschlichen Tiefsinnes ausposaunt wurden, die aber der Verfasser vermuthlich selbst nicht verstand. Wendet man sich zum Fache der Geschichte, so hat man eine Sammlung von Schmäh-

schriften über Könige und Fürsten vor Augen, und man weiß nicht, ob man sich mehr über die eckelhafte Plumpheit des Ausdrucks, oder über den Mangel an aller historischen Wahrheit verwundern soll. Wagt man es, theologische Werke aufzuschlagen, so wirft man sie bald voll Unwillen von sich weg und bedauert von ganzem Herzen die Nation, die an solchen Auswüchsen der menschlichen Verirrung Geschmack finden kann. Nur bey schwachen, leichtsinnigen Geschöpfen können solche Machwerke die Ueberzeugung von der Wahrheit der Religion erschüttern. Sollte das Gezisch eines Wurms den harmonischen Einklang der ganzen Schöpfung übertäuben können? Es gewährt wahres Vergnügen, wenn man in einem Pariser Blatt folgende Ausdrücke über die Religionsläugner liest:

Alle rechtschaffene Leute verabscheuen den Atheismus. Können Tugendhafte solche hochschätzen, die weder an Moral noch an Tugend glauben, sondern sie für Vorurtheile halten, die keine andre Bürgschaft für ihre Eide und ihre Ehrlichkeit leisten können, als ihren eigenen Vortheil, bey denen man also stets für seinen Beutel und sein Leben zittern muß. Einen Gottesläugner fliehe ich, ich mag ihn weder zum Freund noch zum Gesellschafter. Sich einem solchen anvertrauen, hiesse so viel, als sich verwegener Weise der Gefahr aussetzen, das Theuerste, so man auf der Welt hat, zu verlieren. Die Tugend der Gottesläugner besteht ganz allein in der Kunst, sich den Augen der Gerechtigkeit und der Rache der Gesetze zu entziehen, so wie sie wünschen, ihrem Gewissen und der Gottheit entfliehen zu können. Ihre Ehre besteht darin, sich nie auf der Ausübung eines Verbrechens wo möglich ertappen zu lassen. Ein Mensch, der sich für einen Atheisten ausgiebt, erklärt zu gleicher Zeit, daß er aller Verbrechen, die seinen Leidenschaften dienen können, fähig sey; was Wunder also, wenn ihn jedermann

von sich stößt und verachtet. Schließet die Augen vor der Harmonie und den Gesetzen der Natur, vor dem stets sich erneuernden Wunder der Reproduktionskraft; schreibet alles dieses dem Zufall zu; glaubet, daß es kein höheres Wesen gebe, daß der Mensch sein eigen Machwerk sey, mit einem Wort, seyd Atheisten, aber seyd auch billig und fordert nicht die Hochachtung und Freundschaft derjenigen, die in diesen aufgeklärten Zeiten gutmüthig genug sind, an einen Gott zu glauben.

Wer da behauptet, daß die Menschen nicht unter der Regierung Gottes stehen sollen, der sucht die menschliche Gesellschaft in gänzliche Zerrüttung zu bringen. Wer öffentlich das Daseyn Gottes läugnet, ist ein Narr, den die Regierung ins Tollhaus sperren sollte, und jeder Schriftsteller, der dergleichen Grundsätze ausbreitet, ist ein Unvernünftiger, der den Sitten und dem allgemeinen Menschenverstand Genugthuung geben muß *).

Wie sehr der feine Geschmack in den eigentlichen Wissenschaften und schönen Künsten während der Revolution in Frankreich gesunken ist, beweisen unter andern die Gedichte und Schauspiele, die herausgekommen sind. Wir wollen von dem Barbarismus, der die schönsten Kunstwerke zertrümmerte und verstörte, von der Wuth, mit der die edelsten Genies in Frankreich verfolgt wurden gar nichts sagen. Bey allem diesem schrecklichen Verfall ist es den Feinden der wahren Aufklärung doch nicht gelungen, ihr Vaterland in die Finsterniß des Animalismus zu verhüllen, in der sie allein die Zügel der Regierung zu behalten hoffen konnten. Nein, es blieben immer große, verdienstvolle Männer übrig, die zwar dem Strom nachgeben mußten, die vor dem be-

---

*) Journal des Defenseurs de la Patrie. An. VIII. No. 1584. et Bulletin de l'Europe An. VIII. No. 419.

täubenden Gequacke so vieler neugebackenen Schriftsteller sich zurückzogen, ja die sogar, um ihr Leben zu retten, sich verbergen mußten, die aber wieder ans Licht traten, so bald jene Vandalenzeit vorbey war, die Welt wieder mit gesunder Nahrung erquickten, und unter der dermaligen Regierung, die den wahren Geschmack in den Wissenschaften zu schätzen und zu belohnen weiß, wieder den Szepter der allgemeinen Belohnung in die Hand nahmen, und den Schwarm jener Schwätzer in das Nichts zurücktrieben, aus dem sie nur unter dem Schutz ihrer würdigen Mezänen hervorgekrochen waren. So sehr man über die Produkte der dunkeln Revolutionsjahre unwillig wird, so sehr erstaunt man über manche vortreffliche Werke, die beynahe in allen Fächern der Gelehrsamkeit, besonders aber in der Astronomie, Mathematik, Chymie und Naturgeschichte erschienen sind.

Die Gegend um Salins.

Man kann sich einen ziemlich genauen Begriff verschaffen, wie die Landwirthschaft in der vormaligen Provinz Franche Comté betrieben wird, wenn man sich die Mühe giebt, die Gegend um Salins, in einem Umkreis von zwey Stunden, mit Aufmerksamkeit zu durchwandern, und alle Erkundigungen, die zu dieser Absicht dienen können, einzuziehen. Wir haben schon anderswo bemerkt, daß sich dieses Land füglich in drey Himmelsstriche theilen läßt, in denjenigen der höhern Gebirge, die von der höchsten Spitze des Jura an bis zu der Hügelkette reicht, die mit Tannen bewachsen ist und sich queer von Nordost gegen Südwest durch die Provinz zieht; in denjenigen der Bergebene, zwischen jener Hügelkette und der ersten Stuffe des Jura, die

in der nämlichen Richtung ungefähr vier Stunden weiter gegen Westen wie ein hohes Seeufer durch die Provinz sich ausdehnt; und endlich in das Klima der großen Ebene, die von jenem Damm bis an die Grenzen der Provinz geht. Man kann nicht nur eben so viel verschiedene Behandlungsarten in der Landwirthschaft annehmen, sondern man muß noch diejenige dazu rechnen, die in den Hügeln an der ersten Stufe gebräuchlich ist, weil man sich dort beynahe ausschließend dem Weinbau wiedmet. Alles was die Oekonomie, Industrie und Lebensart der Bewohner der höchsten Stufe betrifft, habe ich, so viel als mir davon bekannt worden ist, schon beschrieben. Von den andern drey Landstrichen kann man sich in Salins, das in der Mitte derselben, in den Weinhügeln, so nahe an der Kornebene, als an der Bergebene liegt, die genausten Kenntnisse verschaffen. Es ist schon Verschiedenes bey dieser und jener Gelegenheit angeführt worden, und wir werden in einem Spaziergang, den wir in die Gegend um die Stadt vornehmen wollen, nur dasjenige bemerken, was unsern Lesern noch neu seyn möchte.

So bald man zum eigentlichen Hauptthor gegen Südwesten heraustritt, so weichen die Hügel auf beyden Seiten ein wenig auseinander, besonders wird der Abhang der südlichen etwas sanfter und sie ziehen sich busenartig zurück. Von unten bis beynahe an die Spitze, wenigstens bis zwey Drittel ihrer Höhe, sind sie mit Weingärten bekleidet, die, überhaupt genommen, alle Hügel um Salins bedecken. Der Weinbau macht den Hauptzweig der hiesigen Landwirthschaft aus, und da auch wirklich gute Weine in dieser Gegend gewonnen werden, so verdient er eine genaue Beschreibung.

Ein Fremder, der aus einem Weinlande gebürtig ist, wo der Weinbau mit Einsicht getrieben wird, bekommt bey

dem ersten Anblick der hiesigen Weingärten keinen hohen Begriff von der Geschicklichkeit der Winzer dieses Landes. In der größten Unordnung gepflanzte Reben, an elende Stickelchen, ohne Plan und so labyrintisch gebunden, daß man nicht begreift, wie man durch den Weingarten dringen und ihn also ordentlich bearbeiten kann; ein ganz mit Steinen bedeckter Boden, dem man auch nicht die geringste Fruchtbarkeit zumuthen kann; öfters der nackte Kalkfelsen, der aller Orten über die Erde emporragt, geben dem Ganzen eine äußerst nachtheilige Physionomie. Allein man urtheile nicht zu geschwind, und tadle nicht bis man die Ursachen vernommen hat, warum so und nicht anders verfahren wird.

In diesen meistens steilen und steinigten Weingärten hält sich der Schnee nie lange. Man kann also den ganzen Winter darin arbeiten, und sie frühe im Jahr in den Stand stellen. Man schneidet sie gewöhnlich schon im Hornung. Die dem Lande eigenthümliche Anpflanzungsart erfordert auch eine besondre Methode zu schneiden. Man läßt hier die Rebe ein sehr hohes Alter erreichen. Es soll dergleichen geben, die seit zweyhundert Jahren stehen. Die Pflanze wird also sehr dick und ausgebreitet, und hat an ihrem Stamm nie einen Stickel nöthig; allein ihre Aeste breiten sich auf allen Seiten aus, und diese werden um den Mutterstamm herum an kleine dünne Stickelchen oder Stauden, wie man sie zu Erbsen anderswo braucht, angeheftet. So eine alte Rebe hat gemeiniglich fünf bis sechs, ja bis sechszehn solcher Kinder um sich herum. Man läßt dem jährigen Schosse nur so viel Augen, daß es bequem einen Bogen abgeben kann, also vier bis fünf. Dieses Schoß wird gleich nach dem Schnitt umgebogen und befestigt. Wenn der Weingarten ganz aufgerichtet ist, so wird meistens Anfangs April gehackt, hier in diesem steinigen Grund und in

dem Rebenlabyrinth eine äußerst beschwerliche Arbeit. Um das Ende des Brachmonats fangen die Reben zu blühen an, so bald man dieses bemerkt, so wird noch vor der allgemeinen Blüthe erbrochen. Alle Schosse, die unten her ausschlagen, werden weggenommen, weil es nur Schmarozerranken giebt. Nachdem die Blüthe vorüber ist, wird noch einmal gehackt. Viele begnügen sich, ihre Weingärten nur zweymal zu hacken, weil wirklich in dieser steinigten Erde das Unkraut nie sehr überhand nimmt, allein die Fleißigern wiederholen diese Arbeit auch gleich nach der Weinlese. Im August nehmen einige auch noch das Läublen vor, sie brechen nämlich diejenigen Blätter ab, die zu dicht an den Trauben stehen, und den Durchzug der Luft, so wie die Wirkung der Sonnenstrahlen zu sehr hindern. Ehe wir von der Weinlese reden, wollen wir noch von den andern Arbeiten handeln, die in den Weingärten geschehen.

Wenn eine oder mehr Reben aus Alter, oder durch den Frost, oder aus einer andern Ursache abgestorben sind, und es also einen leeren Platz giebt, so wird sogleich eine tiefe Grube daselbst gemacht, die Erde an Stellen des Weingartens hingetragen, die an solcher Mangel haben, und dann entweder junge Schößlinge (Chapons) hineingesetzt, oder eine alte Rebe hinein gegrubet, und ihre Schosse um und um an den Rand der Grube hinaufgebogen, so daß nur zwey Augen davon über der Erde bleiben; die Grube wird nur in so weit mit Erde zugedeckt, als es nöthig ist, die Rebe und die Schosse festzuhalten, sonst läßt man sie offen, weil die Schößlinge frischer haben, und sie sich durch das Hinabrollen der Erde nach und nach von selbst zufüllt. Diese Arbeit wird meistens im Winter verrichtet. In eben dieser Jahrszeit wird der Weingarten aufgeherdet. Entweder man holt die Erde aus den untersten Theilen des Weingartens, wo sie sich nach und nach aufgehäuft hat,

in Tragkörben auf die obersten hinauf, oder man gräbt in denjenigen Gegenden des Weingartens, wo man gute Erde vermuthet, tiefe Löcher, nimmt die Erde weg und verträgt sie im Weingarten und füllt das Loch mit Steinen zu, die man im Weingarten zusammenliest. Dies nennt man hier einen Weingarten verjüngen. Das Düngen der Weingärten war zuvor ganz unbekannt, weil man immer geglaubt hat, daß der Dünger die Eigenschaft des Weines verderbe. Allein itzt fängt man an mehr auf die Menge als auf die Güte zu sehen, und so ist auch das Düngen eingerissen. Man trägt oder führt den Dünger im Winter in den Weingarten, und bevor man das erstemal hackt, wird er entweder über den ganzen Weingarten gleich ausgestreut und untergehackt, oder an jede Rebe ein Bischen vergraben. Einige nehmen Rasenstücke und legen sie umgekehrt an den Stamm der Rebe. Kann man im Weingarten oder in der Nähe desselben eine Mergelgrube entdecken, so zieht man denselben allen andern Dungmitteln vor. Er wird sorgfältig über den ganzen Weingarten ausgestreut.

Um einen neuen Weingarten anzulegen, verfährt man folgendermaßen: Da gemeiniglich abhängige Stellen dazu gewählt werden, so zieht man von oben bis unten Gräben, einen Schuh tief, zwey Schuh breit und vier Schuh von einander. Auf diese Zwischenräume wird die Erde ordentlich aufgedammt. Diese Arbeit verrichtet man im Herbst. So bald man im Frühling geschnitten hat, so nimmt man die Schnittlinge so frisch als möglich, an denen immer ein paar Zoll alt Holz sich befinden muß, legt dieses alte Holz in die Mitte der Grube, die Spitze biegt man über den Rand der Grube hinauf und bedeckt sie mit Erde, so daß nur zwey Zoll der Spitze über der Erde bleiben. Jeder Schnittling wird wechselsweise bald gegen diesen,

bald gegen jenen Rand der Grube gekehrt, so daß die Spitzen auf beyden Seiten in der Reihe zwey Schuh von einander zu stehen kommen. Das erste Jahr hat man nichts anders darin zu thun, als die Gruben rein von Unkraut zu halten. Auf den Zwischendämmen aber pflanzt man allerley Gemüse, die den Schnittlingen Schatten geben. Im zweyten Jahr wird der Trieb bis auf vier Augen zurückgeschnitten, übrigens aber nur die Grube rein gehalten, und der Zwischenraum bepflanzt. Das nämliche geschieht bis zum fünften Jahr, in welchem die jungen Reben erst anfangen Früchte zu tragen. Von dann an behandelt man die neue Anpflanzung wie einen andern Weinberg.

Die Weinlese wird hier spät, das heißt, erst im Anfang des Wintermonats vorgenommen. Die Munizipalität des Orts schickt erfahrne Winzer in den ganzen Bezirk herum und läßt es auf ihr Urtheil ankommen, ob die Trauben die gehörige Reife überhaupt erreicht haben. Alsdann wird ein Tag obrigkeitlich dazu bestimmt. Es scheint, man handle hier nach dem Grundsatz, daß die Trauben mehr ausgeben je reifer man sie werden läßt, doch hütet man sich auch sie zu sehr eintrocknen zu lassen. Es wird eine nicht sehr hohe aber desto breitere Bütte und ein ungefähr sechs Saum haltendes Faß mit einer ziemlich großen Oeffnung, in welchem ein blecherner oder auch nur aus Weiden geflochtener viereckichter Trichter steckt, in den Weingarten gefahren. Man schüttet die abgepflückten Trauben zuerst in die Bütte, bey der stets eine Person steht, und so bald sich Trauben darinnen befinden, mit einem halbmondförmigen, anderthalb Schuh langen Holz, in welches zwey Zoll lange Zähne wie in einem Rechenkopf befestigt sind, darüber hin und her fährt und so die Beeren von den Kämmen absondert, und die Ratten allemal auf einen Haufen herauswirft. So bald die Bütte voll ist, wird der Saft

samt den Beeren in das Faß geschüttet. Mit diesem fährt man nach Hause und leert es in große Bütten. Um die Gährung zu befördern, wird die Mischung mit einer Stange, an welcher unten eine hölzerne Scheibe von einem Schuh Durchmesser befestigt ist, ein paar Mal tüchtig durchgearbeitet. So bald sich der Trester erhoben hat, wird er geschlagen und besonders um den Rand herum fest angepaßt, auf daß ja kein Geist entfliehe. Nach vorübergegangener Gährung wiederholt man das Festschlagen des Tresters, und überzieht ihn noch mit einer halb Schuh dicken Rinde Leym, der sehr genau darauf verstrichen wird. Nun läßt man den Wein vierzig Tage auch wohl zwey Monate ruhig in diesem Zustande, zapft ihn dann ab, schüttet ihn in Fässer, die man ein paar Tage offen läßt und dann auf immer verschließt. Man preßt alsdann den Trester aus, vermischt aber den daraus kommenden Wein nie mit dem obigen, sondern behält ihn, als eine geringere Gattung, in eigene Fässer. Auch die Kämme werden von den Wohlhabenden immer dem Winzer überlassen, der sie sammelt, Wasser daran schüttet, und für seinen Gebrauch ein weinartiges Getränk daraus preßt. So wird hier der rothe Wein gemacht, der sich doch sechs und mehr Jahre hält, im dritten Jahr aber seine höchste Vollkommenheit erreicht hat. Will man weissen Wein machen, so werden die Trauben auch abgebeert, auf der Stelle getorkelt, der Saft in Fässer gethan. Darauf nimmt man auf vier Theile Saft, einen Theil Wasser und läßt ihn ziemlich stark einsieden, und vermischt ihn dann mit dem andern. Nun bleibt der Wein sechs Wochen lang unangerührt liegen, wird dann in ein anderes Faß abgezogen und verschlagen. Die hier gebräuchlichen Weinpressen sind sehr klein und von der Art, die man in Frankreich Pressoirs à Coffre nennt, oder eigentliche Kastenpressen.

Man behandelt aber die Reben in der Provinz nicht überall auf die nämliche Weise. An vielen Orten läßt man dieselben nicht so alt werden, befestigt also eine jede an einen Stickel und pflanzt sie in der Reihe. Zu Poligni, wo, wie wir schon gesagt haben, vortreffliche Weine gemacht werden, welches im Mittelpunkt einer Weinhügelkette liegt, die sich auf zwanzig Stunden erstreckt, bearbeitet man die Weingärten folgendermassen *):

Die Weinreben sind ohne Ordnung gepflanzt, an sehr schwache Stickel befestigt, wozu man Gesträude nimmt. Um Lons le Saunier hat man Stickel von Buchs, hin und wieder auch solche von Wachholderholz, die tannenen, die man zu Foncines verfertigt, werden alle ins Waadland verkauft. Man schneidet die Reben entweder im Wintermonat gleich nach der Weinlese, und dies thut man an den Reben, die den Winter über vergraben werden, oder im Hornung und März in den besser gelegenen Weingärten. Man reinigt die Rebe genau von allen Nebenschossen und läßt gemeiniglich nur ein einziges schönes Schoß stehen, das an der Spitze auch abgezwickt wird; bey sehr starken Reben duldet man selten zwey, höchst selten und nie mehr als drey Schosse; so daß eine Rebe nach dem Schnitt allemal eine einzelne Ruthe vorstellt. Nach dem Schneiden wird die Rebe an den Stickel angebunden, und zwar unten am alten Holz, eine andre Person folgt dieser und krümmt nun das gelassene Schoß, nämlich das neue Holz, in einen Bogen (Courgée) und befestigt denselben an den Stickel. Je runder und weiter man ihn machen kann, desto mehr verspricht er. Bildet er Ecken, so hält man wenig auf ihn,

*) Siehe Lequinio Voyage pittoresque Tom. 2. S. 480. Ich werde noch einige gute Nachrichten, die ich sonst nirgends anbringen konnte, hier und da nachholen.

und nennt ihn Capucin. Nun ist der Weingarten aufgerichtet. Am Ende des Aprils wird das erstemal gehackt, allemal von unten herauf. Diese Arbeit nennt man Fossure, und verrichtet sie mit einem Karst oder einer zweyzinkigen Hacke. Das zweyte mal hackt man im Maj mit dem nämlichen Werkzeuge (Binage). Das dritte mal (tierçage) mit eben der Hacke im Brachmonat.

Das Erbrechen (effeuiller) geschieht so bald die Trauben zu blühen anfangen, wo alles Ueberflüßige weggepflückt wird; man schneidet auch zwey Augen ob den Trauben die obersten Schosse ab (rogner). Ist es nicht nöthig das Hauptschoß abzuhauen, so pflückt man doch alle Augen ab, und läßt nur ein sehr schönes, welches den Trieb des künftigen Jahrs giebt, aus welchem dann das Bogenschoß erwächst. Die abgehauenen Ranken und abgepflückten Blätter läßt man welken und behält sie zu Winterfutter für das Vieh auf.

Nach dem Erbrechen kömmt gleich das Heften, welches in den August fällt, wobey die mit Trauben beladenen Ranken, die an den Boden hangen, an den Stickel, oder an einen zu diesem Endzweck dazu hingesteckten, aufgebunden werden (Relevage).

Ungefähr um die nämliche Zeit wird auch geläubelt, nämlich diejenigen Blätter weggenommen, die den Luftzug um die Trauben herum verhindern. Man hütet sich aber wohl zu viel wegzunehmen, da die zu sehr der Sonne ausgesetzte Traube mager und welk wird, und der Mangel an sie umgebenden Blättern ihr auch Nahrung entzieht. Die Weinlese geschieht auf die nämliche Art wie um Salins, nur daß sehr sorgfältige Weinbauverständige, in der Bütte, wo abgebeeret wird, noch ein rundes, mit Löchern wie ein weitläuftiges Sieb durchbohrtes Brett haben, welches so groß als der Boden der Bütte (Sapine) ist. Auf diesem

beweglichen Brett wird in der Bütte abgebeert, auf daß nur der Saft und die Beeren in die Bütte kommen und alle Kämme zurückbleiben. Auch wird die Weinlese hier im Weingarten zwischen dem Herrn und dem Winzer getheilt, und jeder muß sie auf seine Kosten nach Hause schaffen. Dort werden die Trauben in große Bütten gethan, die von vier Müids bis sechzig halten, und einige aus Brettern von Kirschbäumen, andere aus Eichen verfertigt sind. Vier Finger hoch ob dem Boden ist die Oefnung mit einer Röhre versehen, und inwendig mit einem aus Weiden geflochtenen Körbchen umgeben, auf daß keine Beeren durchschlüpfen. Zwey Tage läßt man die Trauben ruhig liegen, dann fangen sie an zu gähren, wozu man ihnen noch drey Tage Zeit läßt, dann werden sie durchgearbeitet (foulés) welches man vier und zwanzig Stunden nachher noch einmal wiederholt, und wenn sich endlich der Trester in die Höhe gehoben hat, wird derselbe festgeschlagen und bedeckt. Der Wein wird wie in Salins verfertigt. Nur benutzt man den Trester entweder um Wein für die Arbeiter, den man Boire nennt, oder Essig zu verfertigen. Im ersten Fall thut man ihn in ein kleines Faß und schüttet ein Drittel Wasser daran, und von zwey zu zwey Tagen allemal nur so viel, daß die Gährung nicht unterdrückt werde. In vierzehn Tagen ist der Wein trinkbar. Man zapft unten allemal nur für den täglichen Gebrauch ab, und schüttet eben so viel Wasser wieder ins Faß. Im andern Fall thut man den Trester in eine kleinere Bütte, und schüttet sachte nach und nach Wein von der geringsten Art daran, so daß die Essiggährung nicht gestört werde. Dieses Einschütten wird so lange von Tag zu Tag fortgesetzt, als der Trester warm bleibt; sobald er anfangt zu erkalten, hört man damit auf, drückt ihn sogleich im Torkel aus und versorgt ihn. Würde man länger

warten, so würde die dritte, nämlich die faule Gährung sogleich eintreten.

Nach der Weinlese werden alle die Weingärten sogleich geschnitten, die man vergraben will. Es giebt nämlich Lagen, die den Frösten viel mehr ausgesetzt sind als andere, weil theils die Sonne mit Kraft hinscheint, und hingegen die Winde nie hinkommen können. Hier würden die Reben gleich bey jeder zu warmen Winterwitterung treiben, und bey jedem im Anfang des Frühlings einfallenden Frost erfrieren. In diesen Lagen werden alle Reben, nachdem sie geschnitten sind, in nicht sehr tiefe Gruben gelegt und mit Erde so hoch bedeckt, daß Regen und Nässe davon abfließen kann. Nur die äußerste Spitze des Schosses bleibt unbedeckt.

Nach der Weinlese und in schönen Wintertagen grubet man hier auf gleiche Weise wie um Salins, aber weit öfter. Eben so wird auch alsdann aufgeherdet, Erde ausgegraben und im Weingarten vertragen, und gedünget, welches man hier als eine nothwendige Sache ansieht. Kurz, der Winzer hat das ganze Jahr hindurch in seinem Weingarten genug zu schaffen, und in wenig Ländern wird man so fleißige Arbeiter antreffen.

Der Jura liefert nicht nur vortrefliche rothe Weine, wovon diejenigen, so zu les Arsares, Salins, Poligny und Chateau Chalons wachsen, die beßten sind; sondern auch köstliche süße und weisse Weine, und zwar:

Den Strohwein, Vin de paille. Man sammelt die reifsten und schönsten Trauben, bey schönem Wetter, schneidet sie mit der größten Sorgfalt ab, daß ja keine Beere zerdrückt werde, trägt sie sachte nach Hause, wo sie entweder auf Stroh gelegt, oder an Schnüren aufgehängt werden. Hier läßt man sie welk werden bis am Ende des Jänners oder im Anfang des Hornungs, beert

sie alsdann sorgfältig ab, wirft die faulen oder schimm- lichten Beeren weg, und preßt das übrige unter einer Handpresse aus. Der dicke und klebrichte Saft wird in ein Fäßchen gethan, während dem ersten Jahre verschiedene mal abgezogen, zwey mal in jedem der darauf folgenden zwey Jahre. Seine Vollkommenheit erreicht er erst im zwölften und erhält sich auch dreißig Jahre. Man verfertigt ihn aus folgenden Traubensorten, die nachher sollen beschrieben werden. Savignain, Troussé und Palsart. Die letzte ist die beßte dazu.

Der Wein von Arbois, Vin de Gélée, wird auch zu Chateau Chalons und Menetru und zu Etoiles bey Lons le Saunier verfertigt. Man läßt die Trauben im Weingarten bis um Weihnachten, auf daß sie einigemal gefrieren. Dann werden sie eingesammelt, abgebeeret, sogleich gepreßt und der Saft in ein Faß gethan. Dieses läßt man offen und füllt es alle Tage zu. Sobald der Wein aufhört zu gähren und er sich geläutert hat, so wird er in Bouteillen gezogen, die wohl verstopft, verbunden und verpicht werden. Man legt sie in den Sand und giebt wohl acht, daß sie einander nicht berühren. Sollte er sich nicht geschwind genug läutern, so bedient man sich des aufgelösten Fischleims und läutert ihn damit. Sollte die Witterung den Trauben nicht günstig gewesen seyn, und die Trauben nicht die erwünschte Vollkommenheit erreicht haben, so läßt man den Wein im Faß zusammenfrieren und behält nur das Geistige, das zurückbleibt. Diesen Wein kann man nur in Weingärten erzielen, die eine sehr freye und günstige Lage besitzen. Man pflanzt dazu nur diejenige Traubensorte, die Savignain blanc genannt wird. Der beßte wächst um Pepillin, eine halbe Stunde unter Arbois. Derjenige, der zu Menetru, bey Chateau Chalons gewonnen wird, hat einen Geschmack nach Feuer-

stein, wie der Paccarez. Uebrigens hält sich dieser Wein nicht lange, verträgt den zu entfernten Transport nicht, schaumt wie der Champagner, sticht auf der Zunge, erwärmt, ist sehr angenehm, aber verursacht gerne Kopfschmerzen.

Vin clairet. Man pflückt die Trauben mit dem Thau, entbeert sie, preßt sie aus, und läßt den Saft fünf oder sechs Stunden lang in einem Geschirr stehen. Alsdann wird er in Fässer geleert, die offen bleiben. Hier gährt er geschwind, wird aber fleißig zugefüllt, auf daß er die Unreinigkeiten auswerfe. Nach vierzehn Tagen, wenn die stärkste Gährung vorüber ist, wird er das erstemal in ein anderes Faß abgezogen, das man nur leicht verschließt und auch immer voll erhält. Vierzehen Tage hernach zieht man ihn das zweyte mal, einen Monat hernach das dritte, und wenn er noch nicht hell genug ist, nach Verlauf eines zweyten Monats das vierte mal ab. Nun hat die Gährung vollkommen aufgehört. Nun wird der Wein mit Fischleim geläutert, und so bald er ganz hell ist, in Flaschen gezogen. Einen Monat nachher kann man ihn trinken. Er ist geistreich, prickelnd, schäumt, ist süßlicht, sehr hell, rosenfarben und unschädlich, auch wenn man viel trinkt. Man nimmt Poulsant noir und Savignain blanc dazu.

Den Petit Vin oder Taglöhnerwein verfertigt man folgendermaßen: Auf einen Müid Trauben nimmt man sechs Eymer voll Wasser, jeden zu zwölf Maaß. Man läßt dieses so stehen, und acht Tage hernach kann man ihn genießen und dadurch unterhalten, daß man immer so viel Wasser nachschüttet, als man Wein herausnimmt, bis alle geistige Theile ausgezogen sind.

Macvin. Man läßt den Saft des Savignain so lange kochen, bis er dicklicht wird, und vermischt ihn mit Brantewein.

Man macht die Trauben auch ein, welches Raisiné genannt wird. Man mischt auch andre Früchte darunter und was vielleicht allein in diesem Lande geschieht, und zwar aus Mangel an Früchten, auch gelbe Rüben und eine Art Kürbis, Citrouille, Cucurbita Pepo, darunter.

Die Traubensorten, welche vorzüglich in diesen Gegenden gepflanzt werden, sind folgende:

Le Savignain blanc. (Rosier Agriculture complette Tom X. Seite 177.) Die Traube ist kurz, übel gestaltet, gegen den Stiel dick, klein, engbeericht, herunterhangend, mit langem Stiel.

Die Beere ist rund, klein, goldfarbig, durchscheinend, zuckersüß, saftreich, die Haut hart und brüchig.

Das Blatt (s. Ros. Planche 8. Fig. 1.) rundlicht, wenig eingeschnitten, dunkelgrün, rauh anzufühlen, unten mit einer weissen Wolle überzogen, der Stiel röthlicht.

Die Schosse sind kurz, steif, mit enge neben einander sitzenden Augen. Vortrefflich zum Essen. Giebt im Jura den allerbeßten Wein; trägt nicht viel und liebt einen fetten Boden. Wird zu Arbois, Chateau Chalons und Etoile hauptsächlich des weissen Weines wegen, den man dort verfertigt, gepflanzt.

Poulsant noir. Die Traube pyramidenförmig, zusammengezogen, flatterhaft, mittelmäßiger Größe, herabhängend, mit langem blaßgrünem Stiel.

Die Beere eyförmig, länglicht, sehr groß, violett, bestäubt, sehr süß, vortrefflich zum Essen.

Das Blatt vier tiefe Einschnitte, dunkelgrün. Die Lappen zwischen den Einschnitten rollen sich gerne ein. Rauh beym Anfühlen, weisser, sehr langer Stiel.

Die Schosse sehr biegsam, bleichroth, nah aneinander sitzende Augen. Vortrefflich zum Essen und zur Verferti-

gung des Weins, besonders des Strohweins, tragt stark, ist aber dem Erfrieren und dem Rieseln ausgesetzt.

Diese Traubensorte muß diesen Gegenden eigen seyn, ich konnte sie weder im Rosier noch im Sprenger *) noch im Giornale d'Italia Tom XI. wo in verschiedenen Stücken eine Menge Traubensorten beschrieben sind, finden. Sie ähnelt in etwas dem Cioutat, den Rosier l. c. Tab. 22. abgebildet und Seite 182 beschrieben hat. Das herunterhängende Wesen der ganzen Pflanze und die so stark ausgeschnittenen zerrissenen Blätter geben ihr ein so auffallendes Ansehen, daß sie sehr leicht zu unterscheiden ist.

Noirain. Rosier l. c. S. 176. Sprenger Th. 1. S. 350. No. 4.

Die Traube klein, gedrängte Beeren, kurzen Stiel.

Die Beere rund, klein, schwarz, zuckersüß.

Das Blatt (Rosier Tab. 3. Fig. a.) rund, ganz, dunkelgrün, rauh zum Anfühlen, mit violettem, dickem und mittelmäßig langem Stiel.

Die Schosse dick, dunkelroth, nicht sehr biegsam und nicht sehr engaugigt.

Vortrefflich zum essen, früh reifend, vierzehn Tage vor den andern; noch besser zum Wein als der Poulsart. Giebt wenig aus, weil die Trauben klein sind. Liebt die Lage an abhängigen Orten, leidet von der Kälte, rieselt aber nicht. Ist der Maurillon noir der Burgunder.

Trousé noir. Ob es der Trusiaux im Sprenger, Seite 370 ist? Die Blätter sind verschieden. Im Rosier ist er nicht zu finden.

Die Traube stark, engbeericht, schön pyramidenförmig.

Die Beere rund, schwarz, bestäubt, süß.

---

*) Balthasar Sprengers vollständige Abhandlung des gesammten Weinbaues. 3 Th. 8.

Das Blatt herzförmig, zwey ziemlich tiefe Einschnitte, ziemlich dick, nicht sehr sattgrün, roth punktirt.

Sie ist gut zum Essen, trägt stark, leidet selten von der Kälte, liebt fetten Boden, giebt guten Wein.

Enfariné noir.

Die Traube ist übel gebildet, schwächlich, ziemlich zaserricht, mit langem Stiel.

Die Beere sehr groß, rund, hellviolett, sehr stark bestaubt, wie mehligt, sauer.

Das Blatt herzförmig, ganz, noch unten eingerollt, ziemlich dick, ziemlich dunkelgrün, blutrothen Stiel.

Die Schosse roth, mittelmäßig, ziemlich unbiegsam, die Augen nahe aneinander.

Schlecht zum Essen, eben so schlecht zum Wein, trägt stark, kommt überall durch, aber erfriert gerne.

Da man in der Gegend um Paris und in allen Weingegenden des nördlichen und östlichen Frankreichs eine vortreffliche Traubensorte auch so nennt, die aber sonst unter dem Namen Meunier oder Fromenté noir bekannt ist, so habe ich die obige sehr schlechte Art nur deßwegen angeführt und beschrieben, auf daß man sich nicht durch den Namen betriegen und sie etwann aus der Franche Comté kommen lasse.

Man hat auch noch folgende Traubensorten:

Le Gammé noir *) Rosier. Tom X. S. 180. Tab. 18. Fig. 2. Sprenger Seite 331.

---

*) Dies ist die Traubensorte, die man in der Provinz seit 60 Jahren am meisten pflanzt, weil sie am einträglichsten ist. Allein durch sie ist die vormalige berühmte Eigenschaft des Weins am meisten verdorben worden. Die Wuth sie zu pflanzen gieng so weit, daß man im Jahr 1731 einen strengen

Le Gammé blanc, le Valet noir, le Valet blanc, le Moulan, le Poulsart blanc, le Becclant, le Gouche, le Marguillain, le Maudoux, alles Arten, die ich nirgends deutlich beschrieben finde, die ich aber auch nicht Zeit hatte genauer zu vergleichen.

Die Weingärten werden hier nach Journaux und Ouvrées gemessen.

Das große Journal hat 360 Perches, die Perche 9 1/2 Pariser Fuß, also 33507 Quadrat Fuß.

Das kleine Journal hat 240 Perches, also 22338 Pariser Fuß.

Die große Ouvrée hat 45 Perches, also 4188 3/8 Pariser Fuß.

Die kleine Ouvrée hat 30 Perches, also 2792 2/8 Pariser Fuß.

Nicht nur um Salins herum, sondern auch in den andern Weingegenden des Jura lassen die wohlhabendern Bürger ihre Weingärten um die Hälfte arbeiten. Selten läßt hie und da einer die seinigen durch Taglöhner besorgen, weil dieses sehr theuer zu stehen kommt. Man muß nämlich einem jeden Taglöhner zu essen und zu trinken und dreyßig Sous an Gelde zum Tag geben. Hingegen übernimmt der Winzer, der den Weingarten um die Hälfte hat, alle Arbeiten, muß auch auf jede Ouvrée ein halb Klafter neue Reben setzen, wenn es nöthig ist. Was er aber mehr macht wird ihm vergutet, und ist, wenigstens in Salins, schuldig, dem Herrn die Trauben ins Haus zu liefern.

Ehe die Straßen gemacht waren, wurde wenig Wein

Befehl ergehen lassen mußte, diese Rebensorte aus allen Weingärten zu vertilgen. Allein der Befehl wurde schlecht befolgt.

außer Landes, höchstens bis in die Gegend von Mömpelgard geführt. Es war in den vorigen Jahrhunderten nicht nur verboten zu düngen, zu gruben, andere Traubensorten einzuführen, sondern man durfte sogar keine neuen Weingärten ohne besondere Erlaubniß anlegen. Man gab sich alle Mühe das edle Gewächs unverfälscht zu erhalten, und das Wenige, was man verkaufen konnte, wurde wohl bezahlt. Sobald aber die Straßen verfertigt und die Gemeinschaft erleichtert worden war, so führten die Einwohner der Franche Comté ihre Weine ins Elsaß, in Lothringen und in die Schweiz, und fanden einen so starken Absatz, daß sie auf allerley Mittel dachten, die Menge der Waare zu vergrößern. Weil es unter der Monarchie nicht zugelassen wurde, neue Weingärten anzulegen, so sann man auf alle mögliche Mittel, die alten einträglicher zu machen. Man führte das Düngen, das Gruben und besonders andere Traubensorten ein, die tragbarer waren. Seit der Revolution aber wurde der Weinhandel noch blühender. Besonders geht eine Menge Wein in die Schweiz, die Bewohner des Jura führen ihn bis auf St. Gallen, und die Schweizer, besonders Solothurner, holen nun alle Wochen regelmäßig zwey oder drey Fuder, jedes zu acht bis zehen Müids ab, und bezahlen den recht guten bis hundert kleine Thaler, den Müids, der, wie schon ist gemeldet worden, hundert und zwanzig Pots oder zwey hundert und vierzig gemeine Bouteillen ausmacht. Uebrigens kann man den Mittelpreis auf sechzig kleine Thaler setzen. Wie viel aber jährlich aus der ganzen Provinz ausgeführt werde, habe ich nirgends und um desto weniger erfahren können, da es keine großen Handelshäuser giebt, die den Wein zusammen kaufen, und damit im Großen handeln, sondern jeder Eigenthümer seinen Wein entweder selbst ausführt, oder verhandelt so gut er kann. Indessen hat der starke Abgang des Weins die Einwohner seit der Revolu-

tion, da die alten Gesetze nicht mehr beobachtet werden, bewogen, eine Menge neue Weinberge anzulegen, und zwar auf Kosten der Baumgärten, hauptsächlich, und auch anderer Güter. Auch ergreift man alle Mittel, um mehr die Menge als die Güte zu erzielen. Sehr viel Wein wird aus der Franche Comté für wahren Burgunder den Unkundigen verkauft. Der wahre Kenner wird aber den ächten Burgunder am besondern Geruche, den man Fumet, Bouquet nennt, vor allen andern Weinen immer unterscheiden.

Ich könnte zur Vervollständigung der Beschreibung des Weinbaues in der Franche Comté noch vieles aus dem vortrefflichen, ökonomischen Wörterbuch des Abbé Rozier anführen. Allein ich will mich, um nicht zu weitläuftig zu werden, mit folgenden Bemerkungen begnügen.

Der Wein von Arbois war schon vor zweyhundert Jahren berühmt. Schon damals wurde er unter die Weine gerechnet, die auf fürstlichen Tafeln prangen durften. Der gute Fürst Heinrich der Vierte liebte ihn sehr.

Als ein Beweis, daß den Weinen der Franche Comté vor der Erbauung der Landstraßen wenig Abgang im Ausland verschafft wurde, dient die in Rosiers Wörterbuch Th. X. Seite 156 mitgetheilte Tabelle, nach welcher, im Anfang des 18ten Jahrhunderts, von 1720 bis 1725, nach einer Mittelzahl angenommen, jährlich von Arbois nur 255 Muids ausgeführt wurden, welche 13700 Livres einbrachten, hingegen aber von dem ganzen übrigen Theil der Franche Comté auch nicht ein einziger Muids aus dem Lande gieng. Im Jahr 1778 aus der nämlichen Provinz 172 1/4 Muids, welche 15472 Livres galten, und hingegen im Jahr 1788, 11812 Muids für 749000 Livres. Nun kann man ohne Uebertreibung annehmen, daß seit der Revolution sich der Abgang noch um zwey Drittel verstärkt

hat, man also ohne Scheu die Menge der jährlich ausgeführten Müids auf 20,000 rechnen darf.

Zum Beschlusse dieser Nachrichten über den Weinbau in der Grafschaft Burgund, muß ich noch der Auszeichnung gedenken, welcher die Winzer um Besançon genießsen, wenigstens vor der Revolution genossen haben. Man nennt sie daselbst Bourbóts. Nach dem Adel war es der angesehnste Stand. Schon seit den ältesten Zeiten befand sich in dieser Hauptstadt ein Gericht, das Tribunal der vier Rathsherren genannt; zwey davon wurden immer aus den ältesten Bourbóts gewählt. Diese ehrwürdigen Greise verliessen manchmal ihren Weinberg, um den Richterstuhl zu besteigen, und sie fühlten sich für ihre deßwegen verlorne Zeit und gehabte Mühe belohnt genug, wenn sie Streitigkeiten gütiglich vermitteln konnten. Nie liessen sie dieselben zu einem Rechtshandel erwachsen. Wie die alten Römer kehrten unsere Winzer aus dem Tempel der Themis wieder an ihre harte Arbeit zurück, mit dem reinen Bewußtseyn, ihrem Vaterland ohne Tadel gedient zu haben. Der Herr von Pezay in seinem Buche: Nuits Alsaciennes et Franccomtoises, erzählt folgendes von einem Bourbót. Dieser Greis hatte sich ein Einkommen von 12000 Livres erworben; dem ungeachtet gieng er mit seinen drey Söhnen alle Morgen in seinen Weinberg. Zuerst erhub er immer seine Augen gegen die aufgehende Sonne, auf daß der Schöpfer derselben durch sie seinen Weinberg segne, dann nahm er ein Brod, theilte es in vier gleiche Stücke und warf dieselben in gleicher Entfernung gegen vier verschiedene Gegenden des Weinbergs. Nun ergriffen er und seine Kinder das an diesem Tage zu gebrauchende Werkzeug, und wer zuerst mit seiner Arbeit zu seinem Stück Brod gelangte, hatte die unschuldige Ehre es am ersten genießen zu dürfen.

Uebrigens muß man es zum Theil der Einführung jenes Gerichts verdanken, daß unter diesen Bourbots eine Liebe zur Ordentlichkeit, zur Rechtschaffenheit und zur Arbeit herrscht, die Bewunderung erregt. Jeder wünscht ein Mitglied jenes Gerichts zu werden, und diese Auszeichnung durch seine Aufführung zu verdienen. Nach diesen Grundsätzen erzieht er seine Kinder, und so hat sich diese Rechtschaffenheit von Geschlecht zu Geschlecht bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt. Auch zeigen sich die guten Wirkungen davon deutlich. Keine Weingärten sind besser augepflanzt als diejenigen um Besançon. Kein Bourbot sucht den Stand seines Vaters je zu verlassen, weil er sieht, wie man durch denselben kann geehrt werden.

Bey der Durchlesung dieser Beschreibung des Weinbaues in der Franche Comté wird man die Nachrichten über die Feinde und Krankheiten des Weinstocks daselbst ganz vermissen. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, daß ich mich ganz vergessen habe, Erkundigungen darüber einzuziehen. Nur von der Krankheit, die in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts die Weinreben dieses Landes zu befallen anfieng, und von den Mitteln sie zu heben, habe ich aus der Abhandlung, die der Pater Kapuziner Prudent im Jahr 1777 *) der Academie von Besançon eingab, einige wichtige Bemerkungen ausgehoben, die ich hier mittheile. Diese Krankheit, welche darin bestand, daß die Reben nach und nach abzustehen anfiengen und

*) Dissertation qui a remporté le prix au jugement de l'academie des sciences etc. de Besançon sur ce sujet: Quels sont les caractères et les causes d'une maladie qui commence à attaquer plusieurs vignobles de Franchecomté, et les moyens de la prévenir ou de la guerir. Par le R. P. Prudent, Capucin. Besançon 1778. 8vo.

endlich ganz verdarben, wenn man sie gleich immer mit der gleichen Sorgfalt behandelte, hatte im Oberösterreichischen einige Jahre zuvor sich zu äussern angefangen, und daselbst ganze Rebberge verheert. Man nannte sie Glaber. Wenn man so eine kränkelnde Rebe untersuchte, so fand man, daß sie drey oder vier Zoll ob dem Ursprung der Wurzeln einen schwarzen Flecken hatten, der sich bis ins Mark herein und von demselben herunter in die Wurzeln erstreckte, welche mehr oder weniger schon angefault waren. So eine Rebe, wenn man sie ihrem Schicksal überließ, starb in weniger Zeit ab. Da zu vermuthen war, daß die Verdorbenheit der Säfte und der Mangel an denselben diese Krankheit, die man am füglichsten Auszehrung nennen könnte, verursachen möchte, so untersuchte man die Erde, in welcher so eine Rebe stand, und es zeigte sich, daß wenn sie auch auf der Oberfläche ohne Tadel war, sie in einer Tiefe von einem Fuß ein zähes, schweres und ganz unfruchtbares, ausgesogenes Ansehen hatte, so daß tief wurzelnde Traubensorten, wie der rothe Pulsart und Gamet, am meisten dieser Krankheit ausgesetzt, hingegen solche, die ihre Wurzeln oberflächlich ausstrecken, wie die weißen Traubensorten, davon länger befreit bleiben. Tiefliegende Weingärten litten von dieser Krankheit mehr als hochliegende, und solche, die man zu tief aufhackte und bey nassem Wetter bearbeitete, wurden eher davon angesteckt. Einige haben diese Krankheit der Kälte und den Nachtfrösten beymessen wollen, allein diejenigen Rebensorten, die von denselben am meisten leiden, unterliegen dieser Krankheit nicht so bald als die andern. Andere haben sie dem hohen Alter der Reben zuschreiben wollen, allein die tägliche Erfahrung lehrt, daß zweyjährige Reben ihr eben so leicht ausgesetzt sind als fünfzigjährige. Nein, nur dem ganz ausgesogenen, ausgemergelten Erdreich, das nicht mehr

im Stande ist, der Rebe genugsame und gute Säfte zu liefern, muß man diese Krankheit allein beimessen. Und was Wunder, wenn diese Erde alle ihre Kraft verliert. Schon seit hundert, ja vielleicht in einigen Gegenden seit mehrern hundert Jahren erhält sie immer die nehmliche Pflanze, und wenn schon die Oberfläche des Weingartens bearbeitet und gedüngt wird, so zieht die untere Lage des Erdreichs, besonders in feuchten Gegenden, wo die Säfte durch Sonne und Luft nicht so sehr in Gährung kommen, keinen Vortheil davon; sie muß endlich ohne Gährungsstoff erkalten, unfruchtbar werden, und die Reben, die tief wurzeln, müssen zu Grunde gehen. Hier ist also das beßte Mittel, diese Erde zu erneuern, sie mit fruchtbringenden Materien zu schwängern, und die Weinreben werden ihren vorigen Segen geben. Man hat in Deutschland das nehmliche versucht, man hat alte Reben in einem solchen angesteckten Weinberge ausgerissen, man hat das ganze Stück Land tief umgepflügt, am Wetter einige Zeit so liegen lassen, leichtere Erdarten damit vermischt, die Reben wieder hinein gepflanzt, und die herrlichsten Früchte im Ueberfluß erhalten. Der Vater Prudent rieth seinen Landsleuten, jene ganz unfruchtbare, zähe gewordene und erkaltete Erdschichte mit verfaultem, mit Sand oder anderer leichten Erde gemischtem, hitzigen Dünger, die ein halbes Jahr auf und unter einander an der Luft gelegen hatten, zu vermischen. Er rieth ihnen, Ruß, Asche, Gerberlohe, Gyps und hauptsächlich gebrannten Kalk mit derselben zu vermengen; und alle diejenigen, so seinem Rath gefolgt haben, verbannten die Krankheit aus ihren Weinbergen, und erhielten aus denselben mehr Nutzen, als sie lange nicht mehr daraus gezogen hatten.

Wir haben uns nun lange genug bei den Weingärten aufgehalten, wir wollen nun unsere Pilgerschaft in die Ge-

gend um Salins fortsetzen. Folgt man der Hauptstraße auf Pontarlier, so erreicht man nach einer Viertelstunde eines angenehmen ebenen Spazierganges durch das wohlangebaute Thal, das kleine Dorf Blegny, von wo an die Straße sich etwas steil über den Rücken des Hügels emporwindet. Die Fuhrleute sind daher gezwungen, daselbst Vorspan zu nehmen, von welchem Verdienst die Einwohner des Dorfes leben. Gleich ob demselben läuft die Straße noch zwischen Aeckern und Weinbergen den Berg hinan, bald aber werden diese durch eine trockene Weide abgelöset, die sich an einer bald höhern bald niederern Kalkfelsenwand endigen, die die Stirne der ersten Stufe beynahe überall ausmacht. Durch diese Wand durchgehauen, erreicht die Straße die Bergebene, welche sich als eine hier breitere dort schmälere Fläche durch einen großen Theil des Departements ausdehnt. Ich verwunderte mich sehr, gleich beym Anfang jener Fläche eine tiefe Grube zu erblicken, aus welcher sehr schöner Mergel ausgegraben wurde. Es giebt der Mergelgruben, Marnieres, in dieser Gegend sehr viele, allein gewöhnlich trift man sie überall unter jener Felsenwand, ungefähr in der Mitte der angezeigten dürren Weiden an. Doch ich werde anderswo die Mergellager mineralogisch beschreiben, und hier nur von der ökonomischen Benuzung derselben sprechen. Sie sind für die hiesige Gegend ein wahrer Schaz, weil man bei der Menge der Weingärten ohnehin Mangel an Dünger für die Aecker und Wiesen hat, und es ist schade, daß man sich ihrer nicht noch allgemeiner bedient. Da das Vieh den größten Theil des Jahrs auf die Weide geht, und während der Zeit, die es im Stalle genährt wird, wohl guter, aber wegen Mangel an Streue nur wenig Dünger gewonnen wird: so sollte man bey dem einreissenden Hange, die Weingärten zu düngen; bei der Menge Aecker, die

sich in den für den Weinbau untauglichen Gegenden befinden; bei den vielen Wiesen, die die Viehzucht erfordert, an andere Besserungsmittel denken. Die gütige Natur gab sie diesem Lande reichlich an mächtigen Gyps- und Mergelbänken, und doch benuzt man die ersten gar nicht und die andern nur zum Theil. Lieber behilft man sich mit der Brache, eine Uebung, die allemal ein in der Landwirthschaft nicht sehr kundiges Land andeutet.

Uebrigens wird der Mergel im Herbste auf die Güter geführt, man streuet ihn auf denselben auch in großen Stücken aus, und läßt ihn den Winter über so liegen. Regen, Schnee, Kälte und die Luft machen ihn so mürbe, daß, wenn man im Frühling mit einer hölzernen Walze darüber fährt, er ganz zu Staub zerfällt, und leicht in den Boden eingerieben wird. Sandige Felder mergelt man alle zwölf Jahr, hingegen thonichte alle fünf Jahre. Die Aecker werden allemal zu Ende desjenigen Jahrs mit Mergel gedüngt, in welchem sie brach gelegen sind, und ehe man wieder Weitzen hineinsäet, werden sie mit rechtem Dünger gebessert.

Wir haben schon anderswo bemerkt, daß die Bergebene, hier überall schlechtweg La Montagne genannt, in jeder Rücksicht von der eigentlichen Ebene ganz verschieden ist. Wir führten schon allerlei Bemerkungen an, die sie karakterisiren, wollen also nur das nachholen, was da möchte vergessen worden seyn. Wir verlassen die Hauptstraße, die geraden Wegs auf das vor uns liegende Dorf Cernans zugeht, spatzieren rechter Hand über trockene steinigte Weiden am Rande jener Felsenbank, die überall beinahe die Bergebene gegen die Tiefe begränzt, auf eine etwas erhöhte Spitze derselben, und indem wir da der herrlichsten Aussicht einerseits ins Thal, aus dem wir eben heraufstiegen, in dasjenige, durch welches sich Salins aus-

dehnt, auf alle benachbarte, meistens reiche Weinhügel, auf die entferntere große Ebene, auf der andern Seite aber über einen beträchtlichen Theil der Bergebene selbst geniessen, so können wir auch die Vergleichung zwischen diesen Gegenden anstellen und das Eigenthümliche der Berggegend bemerken.

Eigentlich muß man in der Provinz vier verschiedene Regionen annehmen. Diejenige der tiefen Ebene, die sich in unabsehbare Weite gegen Westen ausdehnt, ist sehr von derjenigen verschieden, die eigentlich den Gürtel der Weinhügel ausmacht, der sich über dreyßig Stunden durch die vormalige Franche Comté schlängelt. Von ganz anderer Natur als beide vorhergehende zeichnet sich in vielerley Rücksicht diejenige der Bergebene aus, und von allen dreyen weicht bald in allen Stücken der eigentliche gebirgige und höchste Theil ab. Wir haben von diesem mitgetheilt, was wir erfahren konnten. Von den zwey erstern werden wir Gelegenheit haben, das Vergessene nachzuholen; also hier nur etwas noch von der Bergebene.

Sie macht unstreitig den unfruchtbarsten Theil des Landes aus. Der äusserst trockene, steinigte, ja beinahe überall felsigte Boden, der an Wasserquellen Mangel leidet, verspricht dem Landmann wenige Belohnung für den zu vergießenden Schweiß. Doch verliert dieser deswegen den Muth nicht. Obgleich die Viehzucht seine Hauptnahrung ausmacht, so daß bald jede Haushaltung mehrere Kühe, ein Paar Ochsen, besonders in der Nähe von Salins, auch Schaafe, Schweine, Ziegen und Esel hält, so legt er sich auch mit Eifer auf den Kornbau. Noch pflanzt er Weizen, Gerste, Haber, türkisch Korn, Kartoffeln, Kichern, Rübsamen, weiße Rüben, und beobachtet auf dem nördlichen Theil folgende Ordnung: Nach der Brache wird im Herbst mit Mergel gedüngt, dann das Gut ein Jahr

als Wiese benutzt, im Herbst umgeackert und Weizen gesäet, welcher gedüngt wird, im dritten Jahr säet man Gerste mit Haber vermischt ohne zu düngen, im vierten Kichern oder Bohnen oder weiße Rüben, gleichfalls ohne zu düngen, im fünften liegt es brach, und nun fängt man wieder von vornen an. Einige wollen von der Brache nichts wissen, sondern geniessen das Gut nach der Mergeldünge zwei Jahr als Wiesen, und mergeln gleich nach der Bohnenerndte. Etwas weniges Hanf und Flachs wird bloß für den Hausgebrauch auch gezogen. Seit nicht sehr vielen Jahren hat sich der Anbau des Türkenkorns und der Kartoffeln auf dieser Ebene sehr ausgebreitet. Man hat den Plaz dazu den Kornäckern entziehen müssen. Jede Haushaltung wiedmet ein Drittel eines Journals dem Kartoffelbau, woraus sie gemeiniglich 40 Mesures Kartoffeln erhält. Ungefähr die nähmliche Bewandtniß hatte es mit dem Türkenkorn, und bald hätte das Korn, dessen die Bewohner der Bergebene immer genug für ihre Bedürfnisse erndteten, dabei gelitten, wenn man nicht seit der Revoluzion die Gemeinheiten und auch Gemeinwälder ausgetheilt und durch dieses Mittel dem Landmann mehr Boden zu Aeckern verschafft hätte. Auf dem mittäglichen Theil der Bergebene hält man eine andere Uebung in der Bepflanzung. Im ersten und zweyten Jahre Haber, im dritten Weizen, der gedüngt wird, im vierten Gerste ohne Dünger, im fünften Gerste und Haber, in den vier übrigen Brache, der Acker wird aber vom ersten Sommer an als Wiese benutzt. Neben dem Kornbau und der Viehzucht, als ihre Hauptbeschäftigungen, geben sie sich auch etwas mit der Bienenzucht, doch nicht so stark wie auf der höchsten Region des Landes ab. Meistens sind ihre Bienenstände unter dem vorspringenden Dache am Wohnhause angebracht. Die Bienenkörbe sind hoch, kegelförmig

von Stroh verfertigt. Es ist sich übrigens zu verwundern, wie die Bewohner dieser dürren Gegend, die freylich nicht so reich sind, als ihre industriöse Nachbarn in den höhern Gegenden, noch so wohl stehen. Wenn man ihre elenden Weiden ansieht, so kann man nicht begreifen, wie sie so vielen Vortheil aus der Viehzucht ziehen können. Allein durchs Mergeln erhalten sie noch ziemlich viel und recht gutes Heu, dabey füttern sie ihr Vieh mit Waizen, Gerste, Haber und Türkenstroh, geben ihm in einigen Gegenden auch Zweige von Eschen, Kartoffeln und weisse Rüben. Sobald der Frühling da ist, schicken sie es in ihre weitläuftigen Wälder auf die Weide, wo es Nahrung genug bis Anfang des Herbstes findet, indem diese Wälder von dürrem Holz und Steinen sehr reinlich gehalten werden. Da sie ihre Wiesen nur einmal mähen, so giebt es auch den Herbst eine überflüßige Weide darauf, und so bringen sie ihr Vieh das ganze Jahr so wohl durch, daß ihre Fruitieres oder Sennereyen vom 1sten Mai bis zum 20sten Weinmonat im Gang sind. Das Vieh, meistens roth von Farbe, groß und nicht übel gebildet, doch im Ganzen genommen nie wohl beleibet, steht noch weit unter demjenigen der obern Gegenden, und trägt auch nicht so viel ein. Hier rechnet man, daß das Vieh vom Anfange Aprils an, bis zum 1sten Weinmonat in den Gebirgen, wo man es alsdann täglich zweymal melkt, folgendermaßen einträgt: Achtzig Kühe geben neunzig Pinten oder hundert und zwanzig gemeine Bouteillen Milch *) zum Tage, aus welchen fünf und zwanzig

---

*) Ich habe diese Berechnung aus dem Lequinio. Ich muß bekennen, daß ich kaum glauben kann, daß die Kühe auf den höchsten Theilen des Jura so wenig Milch geben. Dies wäre ja kaum ein Drittel von demjenigen, was man gewöhnlich in der Schweiz melkt.

Pfund Käse täglich, zu Anfang und am Ende jener Alpzeit, und fünfzig Pfund während dem höchsten Sommer, gemacht werden. Der am Abend gemolkenen Milch wird die Sahne zum Butter abgenommen, und man erhält während dem Sommer sechs Pfund, vor und nach demselben aber nur zwey Pfund Butter, von der oben angegebnen Menge Milch. Auf der Bergebene beträgt der Viehnutzen ein Drittel weniger; und doch glaubt man, daß das Vieh, in Verhältniß dessen, was es Ankauf und Unterhalt kostet, am meisten eintrage.

Das Gut überhaupt genommen ist theuer, und man ist zufrieden, wenn man drey und einen halben vom Hundert jährlichen Nutzen zieht. Die vielen und sehr ausgedehnten Nationalwälder, deren man so sehr für die Salzwerke in Salins bedarf, nehmen viel Boden weg und vertheuern den wenigen fruchtbaren Theil des übrigen.

Die Bewohner der Bergebene sehen schon viel gesünder als ihre Nachbarn aus, die so oft im Nebel der Tiefe verhüllt sind. Sie lieben die Arbeit, bekümmern sich die schöne Jahrszeit hindurch um ihre Landwirthschaft, im Winter aber verarbeiten die Weiber den gewonnenen Hanf und Flachs zum Hausgebrauch, die Männer aber führen mit ihren Ochsen den Salzwerken das benöthigte Holz zu, wodurch sie viel Geld gewinnen.

Sie leben ziemlich gut. Ihr Brod ist selten aus unvermischtem Waizen, meistens zur Hälfte Waizen, die andre Hälfte aber Türken- und Mischelkorn unter einander. Das Mischelkorn besteht aus Gersten, zwey Theile, ein Theil Haber und ein Theil Wicken, die mit einander gesäet, geerndtet und gemahlen werden. Für die Aermern macht man Brod aus Mischelkorn allein. Auch backen sie ein sehr gutes Brod aus zehen Theilen Mischelkorn, zwey Theilen Türkenkorn und einem Theil Roggen.

Uebrigens nähren sie sich folgendermaßen: Am Morgen um vier Uhr steht man auf, und genießt entweder im Wasser gesottene Kartoffeln, oder Fladen, Galette, eine Art platten Brodes aus Waizenmehl, ohne Sauerteig im Ofen gebacken; oder endlich Türkenkorn; mit Wasser angemachtes und zu einem dicken Teig eingesottenes Türkenmehl, welches zu einem Kuchen ausgebreitet, auf die warmen Heerdplatten gelegt, mit einem Kohlblatt bedeckt wird, auf welches man heiße Asche thut und so ein wenig gahr werden läßt. Um acht Uhr Morgens Gaudes oder Türkenbrey, den wir schon beschrieben haben. Kann man Buttermilch dazu haben, so lebt man köstlich. Um zwölf Uhr das Abendbrod, (la Marande) Linsen, Bohnen oder Erbsen in Wasser gekocht, oder ein Brey aus Fench, Hirsen, oder auch gerollter Gerste, womit man etwas Waizenmehl und ein wenig Butter vermischt. Das Nachtessen eine Wassersuppe mit ein wenig Butter gekocht, Mischelkornbrod darein geschnitten, und mit Kohl, oder Lauch, oder Rüben vermischt. Sie trinken weder Wein noch Brantewein, nichts als Wasser. Wenn sie sehr strenge haben, so genießen sie Mittags einen Brey aus Waizenmehl, Milch und klein geschnittenen Zwiebeln gekocht. Um vier Uhr Nachmittags Brod und magern Käse, hier Tome genannt, und zum Nachtessen Brod und Speck. Sie glauben dann herrlich geschmauset zu haben.

Wenn man dem obbemeldeten Rande der Bergebene folgt, so kommt man, nach einer halben Stunde eines sehr angenehmen Spazierganges, an die Landstraße, die von Salins auf Iverdün führt. Wir haben oben bemerket, daß dieselbe gleich außer der Vorstadt, jenseits der Brücke, welche die Grenze der Häuser ausmacht, linker Hand sich sogleich und ziemlich steil über den Berg hinauf-

windet, anfangs durch Weingärten, dann durch Aecker und Wiesen, welchen die trockene Weide folgt, in welcher sich abermal Mergelgruben zeigen, und endlich durch die Felsenwand hinauf. Kaum hat sie die Bergebene erreicht, so läuft sie gerade und ziemlich eben dem Dorfe Tessy zu, welches nur eine Viertelstunde vom Rande liegt. Es enthält, wie alle Dörfer in dieser Region, gemauerte, mit Kalkschieferplatten bedeckte Häuser, einige Sennereyen und ein paar Landhäuser, Bürgern in Salins zugehörig, worunter sich eines noch so ziemlich auszeichnet. Obgleich die reichern Bürger von Salins das Landleben ziemlich zu lieben scheinen, so wissen sie ihre Landsitze doch nicht mit denjenigen Reizen auszuschmücken, die die Bewohnung derselben um so anziehender machen. Ein odentlich gebautes Haus und ein meistens sehr kleiner und kunstloser Garten macht die ganze Herrlichkeit aus, wenn auch der Eigenthümer zwanzig bis dreyßig tausend Livres Renten bezieht. Da sieht man weder angenehme Spaziergänge, noch kühle Lauben, weder schöne Gärten, noch schattenreiche Lustwälder. Von weitläuftigen Parks, von englischen Anlagen wollen wir gar nicht sprechen. Wenn sich die Eigenthümer mit der Landwirthschaft abgäben, so wollte ich jener mehr zum Vergnügen dienenden Gegenstände nicht erwähnen, aber da sie ihre Güter Pachtern überlassen, sich in ihren Gärten mit nichts beschäftigen, so weiß ich gar nicht was sie auf dem Lande thun; viele von ihnen lieben die Jagd, mit welcher man sich in den weitläuftigen Wäldern des Landes zur Genüge ergötzen kann, und die meisten sind, wie wir schon bemerkt haben, auf den Vogelfang sehr erpicht. Diese Hauptstraße auf Iverdün wird nicht stark befahren, ob sie gleich etwas kürzer seyn soll, als diejenige über Pontarlier auf Iverdün. Man kommt über Cuvier und les Hopitaux neuf in achtzehn Stunden dahin. Allein

sie ist sehr verdorben. Salz und etwas weniges Wein geht durch dieselbe in die Schweiz.

Wir verliessen außer Tessy diese Straße und folgten einem Queerwege, neben gutscheinenden Aeckern auf Areche, einem mittelmäßigen Dorf, eine Viertelstunde weiter gegen Westen am Rande der Bergebene liegend, da, wo dieselbe durch ein ziemliches Thal, so von Salins gegen Süden lauft, durchschnitten wird. Einige Sennereyen und ein paar unbedeutende Landhäuser konnten uns nicht aufhalten, wir folgten also einer Straße, die ins Thal herunterleitet. Kaum befindet man sich unter dem Felsen, so fällt jedem eine Quelle Wassers auf, welche unmittelbar aus demselben heraussprudelt und mit großer Sorgfalt gefaßt, in ein Brunnenbeet geleitet und mit einem Gewölbe bedeckt ist. Diese Quelle ist ein wahrer Schatz für ein Dorf auf der Bergebene, auf welcher man beynahe überall an Wasser großen Mangel leidet. Hier zeigte es sich, daß das Wasser der höhern Gegenden, wenn es nicht durch die vielen unterirdischen Höhlen verschlungen wird, sich unter der Felsenrinde, die die Bergebene überall zu bedecken scheint, durchwindet, weil wirklich überall unter derselben Quellen, ja kleine Bäche entspringen. Man kann hier von einem Standpunkte aus das ganze obbemeldete Thal übersehen, welches von dem äußersten südlichen Theil der Vorstadt sich gerade gegen Süden zieht. Wir wollen es durchwandern. Gleich neben der Brücke, die am Ende der Vorstadt über den Bach führt, der von Osten durch das Thälchen fließt, durch welches wir unsere Pilgerreise begannen, vereinigt sich mit diesem Bache derjenige, der das nun zu beschreibende Thal durchströmt, und von dort an bekömmt das Flüßchen den Namen la furieuse. Von diesem Zusammenfluß fängt eigentlich dieses Thal an, von der Hauptstraße durchschnitten, die auf Genf führt. Anfangs dehnt sich das Thal in

eine schöne Ebene aus, die ungefähr eine Viertelstunde lang seyn mag, voller Aecker und Wiesen, so wie die Abhänge der sie einschliessenden Hügel mit Weinbergen, Baumgärten, Aeckern, Wiesen und Weiden bekleidet sind. Diese Gegend macht den fruchtbarsten Theil des Bezirkes der Stadt aus. Hier kann man die Methode sehen, wie die Bewohner der Weinregion die Landwirtschaft treiben, und sich zugleich überzeugen, daß sie ihrer Lieblingsbeschäftigung alle andern Zweige der Oekonomie aufopfern. Ob man gleich alle mögliche Erzeugnisse, die die Provinz hervorbringt, hier antrifft, so erndten sie doch von keinem genug, und müßen die verschiedenen Kornarten von den Bewohnern der Ebene und die Produkte der Viehzucht von denjenigen der Gebirge kaufen. Den Waizen säet man im Anfange des Herbstes, und sobald er eingeerndtet ist, wird der Acker umgepflüget; die Stoppeln, die man immer sehr hoch stehen läßt, und das Unkraut, das man eben nicht fleißig ausjätet, die man vor dem Umpflügen abgemähet hatte, auf Haufen gesammelt und zu Asche verbrannt, mit welcher man den Acker dünget. Auch sammelt man, wenn man bekommen kann, Rasen dazu, und verbrennt sie mit; eigentlichen Dünger sehen die Aecker selten oder nie, denn dieser wird nun ganz den Weingärten zugetragen oder höchstens guten Wiesen zugeeignet. In diesen so zubereiteten Acker wird Rübsaamen gesäet, den man im Sommer des künftigen Jahres einsammelt, und nach demselben wieder Waizen säet. Andere Aecker tragen Haber und Gerste, oder Kartoffeln, oder Türkenkorn. Auch dieses leztere wird auf eine sehr nachläßige Art gepflanzt, nicht in der Reihe, eben so wenig in gleicher Distanz von einander, und wird nie gehäufelt; daher es denn von starken Windstößen gerne umgeworfen wird. Ich habe schon bemerkt, daß man sich wenig um das Ausjäten des Unkrauts bekümmert; daher denn auch

die Aecker davon, besonders von Ackersenf, Sinapis arvensis, und andern überdeckt sind. Man trifft auch öfters Aecker mit Erbsen, Bohnen, Linsen und Wicken an, welche letztere gerne als Futter für das Vieh, die Frucht selbst aber ziemlich häufig zum Mästen der Tauben gebraucht wird.

Die zum Landbau dienenden Werkzeuge sehen hier auch anders aus, als bey uns. Die Sense ist kurz und wenig gebogen, das Gestelle auch viel zu kurz, so daß sich der Mäder zu stark bücken muß, welches die Arbeit unendlich erschweret. Die Heugabeln sind auch kurz, klein und an den drey Zinken mit Ziegenhörnern gefüttert. Die Rechen könnten auch viel länger seyn, und die Zähne im Kopf stärker und fester eingemacht. Bey dem Tengelgeschirr ist der Amboß flach und der Hammer auf zwey Seiten bis auf eine sehr schmale Fläche zugeschärft, und ich kann nicht begreifen, wie sie ein Sensenblatt auf diese Weise scharf schlagen können. An den Heuwägen ist anstatt einer Winde hinten, vorne ein viersprößiges, aufrechtes Leiterchen befestigt. Wenn nun das Heu geladen ist, so werden oben auf dasselbe zwey hölzerne Stangen der Länge nach, in einiger Entfernung voneinander, dann wieder drey kürzere über jene der Breite nach, über diese aber der Mißbaum so gelegt, daß das eine Ende von unten eine Sproße des Leiterchens durchgetrieben, und hinten mit Stricken am Hinterwagen so befestigt wird, daß er das ganze Fuder zusammenhält.

Die Grundstücke gehören in dieser Gegend meistens den reichern Bürgern der Stadt, welche sie den Bauern in Pacht geben. Zu solchen Pachtungen gehört ein großes Meyerhaus samt den nöthigen Gebäuden, oder eine eigentliche Grange, wie wir sie schon beschrieben haben. Eine große Pachtung von 400 Journaux, unter welchen Wie-

sen, Aecker, magere Weiden und Wälder begriffen sind, trägt jährlich 400 Livres an Geld und für 50 Mesures an Waizen ein. Jede Mesure zu 30 Pfund, das Pfund zu 32 Loth. Der Pachtherr muß aber dem Bauer das Vieh anschaffen, und es bleibt auf seine Gefahr. Die Anzahl des Viehes, die so eine Pachtung unterhalten muß, ist sehr verschieden, und hängt von der Größe der Wiesen, Weiden und Weidrecht in den Wäldern ab, die damit verbunden sind. Doch wird man in einer solchen Grange selten weniger als zwey bis vier Ochsen, acht bis zehen Milchkühe, einiges Jungvieh, so wie auch Schaafe und Ziegen antreffen.

Wo jene Ebene aufhört, verenget sich das Thal auf einmal, die Hauptstraße anstatt demselben zu folgen, windet sich im Zickzack über die rechte Seite der Hügelkette hinauf, eine andre schöne Straße, die aber seit der Revolution zusammen fällt, führt bis ungefähr in die Mitte des Thales, wo sie auch aufhört und in einen Fußweg sich verwandelt. Die ganze Länge dieses Thals, vom Ende jener Ebene an, bis zum Ursprung des Thals, eine Ausdehnung die ungefähr eine Stunde betragen mag, stellt das schönste Sinnbild des menschlichen Kunstfleisses und der Arbeitsamkeit dar. Vom Punkte an, wo die Größe des durch das Thal rinnenden Baches, durch Vereinigung mit andern Quellen erlaubt ihn zu benutzen, bis zu der Stelle, wo derselbe durch den Einfluß in die Ebene, alle Tauglichkeit verliert, wegen Mangel an Falle weiters zu Wasserwerken gebraucht zu werden, wird sein Lauf durch eine Kette von allerley Wassermaschinen bezeichnet. Kaum bleibt zwischen der einen und der andern Platz genug übrig, um dem Wasser allemal den nöthigen Spielraum zu lassen. Hier wechseln nicht wenige Mahlmühlen, mit Sägemühlen, mit einer Papiermühle, mit Gipsmühlen, mit Rindenstampfen, mit

verschiedenen Eisenschmidten ab, wo sich Frisch- und Rekhämmer befinden. Ungefähr in der Mitte des Thales befindet sich auch eine Schmelzhütte mit einem Hochofen. Wenn man sich einige hundert Schritte ob demselben auf einem sehr angenehmen Platze lagert, wo man beynahe das Ganze übersieht, wenn alle diese Maschinen in Bewegung sind, wenn man das Geschnatter der Mühlenräder, das Aechzen der Blasebälge, das Poppern der Hämmer, das Brausen des Hochofens, das Krächzen der Sägen, und das Rauschen des Baches durcheinander hört, die Thätigkeit der dabey beschäftigten Menschen sieht, und dabey an die Vortheile denkt, die alle diese Arbeiten der menschlichen Gesellschaft gewähren, wenn man dabey die anspruchlosen Schönheiten des Thales, das nur grünende Wiesen und Weiden, mit einigen Aeckern und Büschen durchflochten, ohne erschütternde Naturszenen darzustellen vermag, betrachtet; so kann ich bezeugen, daß ich mir nicht leicht eine angenehmere Zerstreuung denken kann.

Sobald man den Ursprung des Thälchens, wo ein Theil des Baches als eine starke Quelle mitten aus einem Felsen herausschießt, erreicht hat, so befindet man sich wieder auf der Bergebene, und zwar in einem Dorfe, Pont d'Hery genannt, welches laut den Geschichtschreibern seinen Namen von den Heriers her leiten soll, welche zu den Zeiten der Römer diese Gegend bewohnten. Bey diesem Dorfe, mit schönen Wiesen umgeben, fängt wieder eine schöne Chaussee an. Es war vor der Revolution ein Plan gemacht worden, die Hauptstraße von Salins auf Genf durch das eben beschriebene Thal zu verfertigen, weil man sie um ein beträchtliches verkürzt und auch bequemer gemacht hätte. Auf einer Seite war sie bis zu diesem Dorfe, auf der andern, wie wir schon bemerkt haben, bis in die Gegend, wo die Schmelzhütte stehet, gemachet. Die un-

ruhigen Zeiten traten ein und das Werk blieb liegen. In Pont d'Hery trifft man wieder Sennereyen an, da wegen den nahe liegenden großen Waldungen starke Viehzucht getrieben wird. Fünf bis sechs hundert Schritte ob dem Dorfe vereinigt sich die neue Straße mit der alten, welche sanft aufwärts steigend, bald einen weitläuftigen Wald erreicht, sich daselbst in zwey Arme theilt, wovon der rechte gegen Süden auf Champagnole, der andre gegen Osten auf Pontarlier leitet. Diese letztere Straße wurde zur Bequemlichkeit der Stadt Arbois verfertiget, um durch einen kürzern und nicht so beschwerlichen Weg, als derjenige über Salins ist, auf Pontarlier zu gelangen. Dergleichen Abkürzungs- und Queerstraßen, die so ungemein den Handel und die Gemeinschaft erleichtern, trifft man gewiß nirgends mehr an, als in Frankreich. Wenn man den rechten Arm jener Straße verfolgt, so kommt man nach einer Stunde Weges aus dem Wald, in ein breites Thal, welches gegen Süden streicht, gegen Osten aber von der zweyten Stufe des Jura, oder der mit Nadelholz bewachsenen Hügelkette begrenzt ist. Zu oberst sieht man das Dorf Andelot mit einem alten Schlosse, welches samt dem Dorfe der berühmten Familie dieses Namens gehört hatte. Sumpfige Wiesen umgeben dieses Dorf, und es wird hier viel Torf gegraben. Ein sehr krebsreicher Bach entspringt in diesen Morästen, durchschlängelt das schöne, mit vielen Dörfern besäete, und ziemlich wohl angebaute Thal, und ergießt sich nicht sehr ferne von Champagnole in den Ain. Ungefähr mitten im Thale, auf der westlichen Seite desselben, liegt das beträchtliche Dorf Vers, mit vielen artigen Landhäusern geziert, in welchem man noch die Ueberbleibsel eines prächtigen Schlosses und großen Parks der Prinzessin von Lauragais antrifft, welche in dieser Gegend viele Herrschaften und große Besitzungen hatte; das Schloß

war schon von ihren Vorfahren dem Verfall Preis gegeben worden. Wir übersahen aus den Fenstern eines schönen Landhauses, welches einem unserer Bekannten in Salins gehörte, das ganze Thal, beynahe bis Champagnole in seiner ganzen Schönheit. Mit der Beschreibung desselben könnten wir nur dasjenige bestätigen, was wir schon von der Bergebene erzählt haben. Anstatt über Pont d'Hery zurückzukehren, folgten wir diesesmal der Landstraße, die ob diesem Dorfe durch weitläuftige Aecker gezogen ist. Dort, wo sich die oben angedeutete Abkürzungsstraße auf Arbois das zweytemal von ihr trennt, befindet sich ein großer Platz, auf welchem man, während dem Sommer und Herbst, alles Holz so aus den benachbarten Wäldern für die Salzwerke gehauen wird, zusammenhäuft und dann im Winter auf Salins führt. Wir eilten nun neben dem seitwärts gelegenen Dorfe Chaux vorbey, und erhielten in Champigni, welches schon am Abhange des Hügels liegt, bey einer liebenswürdigen Familie der Stadt Salins in einem sehr schönen Landhause Erlaubniß, von unserer Pilgerreise auszuruhen.

Champigni liegt, wie gesagt, schon etwas tiefer als die Bergebene, ist zwar nur ein kleines Dorf, zeichnet sich aber durch etliche Landhäuser aus, darunter dasjenige, in welchem wir aufgenommen wurden, zu den schönern des Landes, in Ansehung seiner innern Einrichtung gehört. Der kleine aber niedliche Garten würde sich eher in eine Stadt schicken, und auf diesem Landhaus fehlt es an den äußern Reizen, die das Landleben so sehr erhöhen. Die Familie, welche es bewohnt, eine der ansehnlichen des Landes, emigrirte nicht; auch geschah ihr im Anfang der Revolution

nichts anders, als daß sie gleich andern Adelichen ihre Vorrechte einbüßen mußte. Niemand begehrte ihr das geringste zu leide zu thun, denn sie war allgemein wegen ihrem edlen Benehmen geliebt; nur unter Robespierre wäre sie beynahe auch ein Opfer der damaligen Tyranney geworden. Schon war sie nebst andern ehrlichen Leuten eingesperrt, erwartete alle Augenblicke das Todesurtheil, als das Ungeheuer fiel, und sie wieder ihre Freyheit erlangte.

Von Champigni geht die Hauptstraße rasch in die Ebene herunter, die wir oben beschrieben haben, in welcher das im industriösen Thale so sehr geplagte Bächlein endlich für eine Zeit ausruhen kann. Wir aber setzten unsern Weg in der Höhe durch Wiesen und Aecker fort, einer Ebene zu, die sich zwischen der Stadt und dem Fort St. André befindet. Auf dieser Strecke beobachteten wir viele Erdschlipfe und Einsenkungen, welche unterirdische, zwischen einem glatten Felsen und der darauf liegenden Erdschichte durchsikernde Wasseradern verrathen, die dieser ganzen Gegend sehr gefährlich werden können, indem gemeiniglich die ganze Erdrinde ins Thal herunterrutscht. Jene Ebene besteht meistens aus den schönsten Wiesen, und wird von drey Straßen durchkreuzt. Die eine ist die fahrbare Straße von der Stadt in die Vestung, die andre von der Stadt auf Yvori und von da auf Arbois, die dritte endlich diejenige auf Pretins, einem Dörfchen mitten in den Vorhügeln drinnen. Am westlichen Ende dieser Ebene befindet sich in einem Busen, welchen zwey Hügel bilden, ein Landhaus, einem vormaligen Maltheser Ritter gehörig, den seine Umstände zwangen, sich zu verheirathen, wodurch ihm auch dieses Gut zu Theil wurde. Auch hier wurde ein weitläuftiger, neuer Weingarten angelegt, und hier bewunderte ich die sehr große Art Tauben, die in dieser Gegend gezogen werden, die man meistens mit Wicken füttert, und

welchen man immer ein großes Stück Salztropfstein, hier Salaigre genannt, der sich unter den Pfannen vermittelst des Durchschlagens bildet, in den Schlag thut, welches sie sehr lieben, dadurch guten Aperit bekommen, und eher fett und auch abgehalten werden, auf den Ziegeldächern den Mörtel, der die obersten Ziegel befestigt, aufzupicken, wodurch sie oft großen Schaden anrichten, welches sie nur aus Begierde nach salzigten Theilen thun.

Die Straße auf Yvori, die wir wählten, wendet sich neben einer großen Meyerey über den mit dem schönsten Gras bewachsenen Hügel, etwas steil hinan. Zu oberst, wo man, wie gewöhnlich, wieder den Felsen antrifft, findet man ziemlich viel Bohnenerz sporadisch herumliegen. Die Tradition sagt, daß vor Zeiten eine Eisenerzader in der Gegend von Yvori bearbeitet wurde, ich habe aber nicht erfahren können, wo sie eigentlich liegt. Nun befanden wir uns wieder auf der Bergebene, und nirgends hatte sie ein fruchtbarerers Ansehen. Sowohl die Wiesen als Aecker zeugten durch ihr lebhaftes Grün, daß sie nicht so sehr von der Tröckne leiden wie andre Theile derselben, auch zeichnet sich Yvori, welches auf einer kleinen Erhöhung gebaut ist, vor andern Dörfern vortheilhaft durch verschiedene beträchtliche Sennereyen und einige gute Häuser aus; und die mit außerordentlich dicken Eschen umpflanzte Kirche giebt dem ganzen Dorfe ein malerisches Ansehen.

Von diesem wanderten wir durch Aecker, hernach über einen kleinen Hügel durch eine trockene Weide herunter auf eine Ebene, durch welche die oben bemerkte Straße von Pontarlier auf Arbois geht. Da dieselbe aber einen zu großen Umweg macht, so eilten wir in einen sehr ausgedehnten Wald, der jene Ebene begrenzt, und durch welchen man in sehr kurzer Zeit Arbois erreichen kann. Dieser 12900 Arpens haltende Wald, wird von Steinen sehr

reinlich gehalten, ist mit der schönsten Weide versehen, und wir trafen auch wirklich viel Vieh darin an. Im nordwestlichen Theile desselben wächst der Buchs sehr häufig, und zwar zu einer beträchtlichen Dicke und Größe empor. Ich habe vergessen, aus der Reise des B. Lequinio (B. 2. Seite 453.) zu bemerken, daß man den Buchs auch zu Stickeln in den Weinbergen gebraucht. Haut man nämlich einen Buchsbaum ab, der eine ziemliche Höhe erreicht hat, so gebraucht man die Spitze zu Besen und auch als Brennholz zum Brodbacken; den dünnern Theil des Stamms zu Stickeln, die vier Fuß lang sind und zehen Sols das Dutzend, oder acht Franken das Tausend den Winzern von Lons le Saunier auf den Märkten dieser Stadt, und desjenigen zu Orgelet, wie auch in den Wäldern selbst verkauft. Der dickere und untere Theil des Stamms wird zu Drechslerarbeiten bestimmt, und in zwey Sorten getheilt. Die bessere Sorte, welche wenigstens sechs Zoll im Umfang hat, verkauft man in Stäbchen Dutzend weis, jedes Dutzend zwey Franken, im Walde selber. Daraus werden meistens Löffel verfertiget. Die geringere Sorte, aus welcher man Messer- und andere Heften macht, veräußert man Zentnerweis, den Zentner zu drey Franken. Die sehr dicken Stücke aber zu Tobakdosen, und die Wurzeln, wo diejenigen Stauden, die verkrüppelt sind, die schönsten Masern liefern, werden Stückweise in Verhältniß ihrer Größe verkauft. Eigentlich darf nicht jedermann in den Wäldern Buchs hauen und graben, sondern die Oberaufseher über das Holzfällen lassen ihn hauen und reinigen, und verkaufen ihn den Arbeitern. Allein während der Revolution maßte sich jedermann diese Freyheit an und man hat mit dem Buchs so übel gehauset, daß itzt schöne Stücke selten zu bekommen sind.

Kaum hat man das Ende des Waldes erreicht, so

befindet man sich ob der Stadt Arbois, zu der man durch die schönsten Weingärten hinunter gehend gelanget.

Am Fuße jener ersten Hügelstufe, da, wo dieselbe durch kleine Thälchen sanft aufsteigende Busen bildet, liegt diese Stadt mitten in einer fruchtbaren, wohl angebauten Ebene, von Gärten umgeben, und von drey Seiten durch reiche Rebenhügel bekränzet. Ein Flüßchen, la Cuisance genannt, entspringt nur eine Stunde weit von ihr, beym Dorfe les Planches, an der Bergebene, bewässert ihre Mauren und treibt die daselbst befindlichen Wasserwerke. Die vielen und vielerley Frucht- und andern Bäume, welche diese angenehme Gegend beschatten, geben ihr ein, in diesem Lande ungewöhnlich schönes Ansehen, und verleiteten einen Schriftsteller zu glauben, daß man die Stadt Arborosa des Ammian Marcellin hieher setzen müße.

Uebrigens bietet die Stadt selber eben so wenig Schönes als Merkwürdiges dar. Ihre Einwohner, deren Zahl aus 6180 bestehet, legen sich meistens auf den Weinbau und den Handel, und sind sehr arbeitsam und industriös. Die Lage der Stadt, an der Hauptstraße von Lyon, giebt ihr des starken Durchpasses wegen viel Nahrung; dabey führt sie einen ausgebreiteten Handel mit ihrem berühmten weissen Wein, mit Brantewein und mit Oel, von welchem in der benachbarten Ebene, und zwar Rübsaamenöl sehr viel verfertigt und gepflanzt wird. Die Einwohner, männlichen Geschlechts, führen ihre Waaren selbst aus, nicht nur in alle, auch die entferntesten Gegenden von Frankreich, sondern auch in die Schweiz, wo ich selbst in St. Gallen Kaufleute von Arbois mit Wein und Brantewein angetroffen habe. Während dem die Männer ihrer Handlung nachgehen, sind die Weiber auch nicht müßig, sie bearbeiten ihre Gärten und ziehen mit den Produkten derselben, Blumen, Früchten und Gemüsen, womit sie zweyräderige Karren, mit

einem Esel bespannt, beladen, auf die Märkte von Lons le Saunier, Poligny, Dole und Salins. Vor der Revolution gab es ziemlich viel Adel daselbst und gute Gesellschaft, seit derselben aber ist es in der Stadt viel stiller geworden. Eigentliche Manufakturen und Fabriken sieht man hier keine, außer einer Fayance-Fabrik, vor dem Thore gegen Besançon, die aber nicht feine Waare liefert.

In dem Dorfe les Planches, eine Stunde südostwärts von der Stadt auf der Bergebene gelegen, ist der im Revolutionskriege mit Recht berühmt gewordene General Pichegrü geboren. Sein Vater war ein armer Bauer; schon in der frühesten Jugend offenbarten sich am jungen Pichegrü die Zeichen eines außerordentlichen Talents. Sie wurden von einem Ritter des heil. Ludwigsorden, mit Namen Lemaitre von Vauxelles bemerkt. Er ließ den Knaben auf seine Unkosten erziehen und in den Wissenschaften unterrichten. Er hatte ihn für den geistlichen Stand bestimmt, allein Pichegrü äußerte so viele Neigung zum Kriegswesen, und besonders zu demjenigen Theile, der zum Genie gehört, daß ihm sein Wohlthäter einen Platz in der Artillerieschule zu Auxonne verschaffte. Hier zeichnete er sich so sehr aus, daß er noch unter der königlichen Regierung die Stelle eines Hauptmanns erhielt, eine Ehre, die damals einem nicht Adelichen selten zu Theil wurde. Seine Thaten als Obergeneral, während der Revolution, sind zu bekannt, als daß ich hier etwas davon anzuführen nöthig habe. Nach seinen glorreichen Feldzügen kam er in seine Provinz zurück, nicht um die prächtigsten Landgüter zu kaufen und Millionen zu spiegeln; nein, ob es ihm gleich nach dem Zeugnisse seiner Feinde nicht an Gelegenheit gefehlt hatte, in Holland ungeheure Schätze zu sammeln, so that er es doch nicht, und schlug großmüthig die glänzendsten Anerbietungen aus, die

ihm gemacht wurden *). Nein, er kam um seine armen Verwandten zu besuchen. Obgleich im Elend und in einem sehr niedrigen Stande, (eine Baase war die Frau eines Schuhmachers, die andre diente als Magd,) behandelte er sie als naher Verwandter, und beschenkte sie so reichlich als er konnte. Hauptsächlich aber trachtete er seinem Wohlthäter seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Als ein Adelicher war derselbe nach der damaligen Sitte nicht wenig verfolgt worden.

---

*) Man muß nicht glauben, daß alle französischen Generale sich ein Geschäft daraus gemacht haben, durch das Mittel geraubter Schätze und erzwungener Erpressungen Millionärs zu werden. Unter vielen Beyspielen, die ich anführen könnte, will ich nur eines vom General Desaix gedenken, so wie es in einem französischen Journal (Journal des Defenseurs de la Patrie 9. Pluviose An. VIII. de la République) erzählt ist.

„In einem Jahrhundert, in welchem sich so viele Leute „durch nicht sehr delikate Mittel bereichert haben, ist es „trostreich, bey Zügen voller Tugend und Uneigennützigkeit, „die heut zu Tage nur zu selten sind, zu verweilen. Während dem berühmten Feldzug des General Moreau, im „Jahr IV. kamen Abgeordnete einer Stadt in Schwaben „zum General Desaix und boten ihm ein Geschenk von „50,000 Gulden an. Ich habe, antwortete ihnen der General, für die Bedürfnisse meiner Armee viertausend Gulden eben nöthig, den Ueberrest bitte ich Sie wieder zurückzunehmen.“ Die Abgeordneten konnten diese Großmuth gar nicht begreifen, und kehrten zurück voll Bewunderung und Hochachtung für einen jungen Helden, der keine andern Reichthümer als seinen Ruhm besaß. Desaix hätte auch die 4000 Gulden nicht angenommen, wenn nicht die Armee damals nur mit Assignaten und Mandaten ohne Werth wäre bezahlt worden, mit welchen die Soldaten äußerst übel zufrieden waren.

Der General nahm sich seiner an, und verhalf ihm wieder zu einem odentlichen Auskommen.

Nach dem Sturze der Schreckensregierung wurde er von seinem Departement zu einem Mitglied des gesetzgebenden Körpers ernannt. Jedermann weiß, wie edel und groß er sich als ein solches betrug, und mit welchem Eifer er mit seinen Freunden arbeitete, um seinem Vaterland zu einer guten und dauerhaften Verfassung zu verhelfen, die tiefen Wunden zu heilen, die ihm die Revolution geschlagen hatte, und besonders die unerhörten Ungerechtigkeiten wieder so viel möglich gut zu machen, die gegen Länder und Privatpersonen waren begangen worden. Diese nur edeln Seelen würdige Absichten, konnten den Jakobinern, die noch viel zu mächtig waren, unmöglich behagen. Eine neue Verschwörung wurde angezettelt. Pichegrü wurde von einem Bürger von Salins gewarnet, daß er samt seinen Freunden in wenig Tagen würde verhaftet werden, und es sey die höchste Zeit sich in Sicherheit zu setzen. Dies wollte der große Mann nicht. Ich habe ein gutes Gewissen, sagte er, und stets die reinsten Absichten gehabt. Der 18te Fruktidor kam, und er wurde nebst andern auf Sinamary deportirt. Welch einen unerschrockenen, unerschütterlichen Muth er, trotz der abscheulichen Mißhandlungen, stets bewies, wissen wir aus Ramels interessanter und allgemein bekannter Deportations-Geschichte.

Von Arbois wollten wir noch eine kleine Reise durch einige Gegenden der großen Ebene machen, um die Art, wie die Landwirthschaft auf derselben getrieben wird, genauer kennen zu lernen. Durch la Ferté, einem sehr grossen Dorf gegen Norden von Arbois gelegen, kommt man auf Molamboz, welches auf einer kleinen Hügelkette liegt, die sich hier auf der Ebene erhebt. Wir kehrten bey einem Herrn Giraut, dem nunmehrigen Besitzer des vormaligen

herrschaftlichen Schlosses und des sich um dasselbe befindlichen prächtigen Einfangs, ein, welcher uns mit äußerst zuvorkommender Gütigkeit aufnahm, und meine Neugierde nach Erkundigungen aller Art auf das freundschaftlichste befriedigte. Dieses Schloß hatte vor der Revolution, nebst mehrern Herrschaften, dem Grafen von Esternoz, königl. französischen Abgesandten am preußischen Hofe gehört. Der itzige Besitzer hat sich mit dem vormaligen auf eine redliche Art abgefunden. Ich war sehr erstaunt, in diesem abgelegenen Ort, bey unserm Wirth, eine sehr artige Naturalien-Sammlung anzutreffen, da mir sonst von der ganzen Provinz nur zwey einzige bekannt worden waren, die sich in Besançon befinden sollen. Sie besteht in ausgestopften Vögeln, einigen vierfüßigen Thieren, in viereckigten Kisten aus kostbaren Glastafeln zusammengesetzt, in einer nicht unbeträchtlichen Sammlung von Schmetterlingen, einigen wenigen Mineralien und Konchylien. Der nun verstorbene Bruder des Herrn Giraut hatte diese Naturalien gesammelt. Man sahe es ihnen aber auch an, daß sie ihren Pflegvater verloren hatten; denn schon waren die Verwüstungen der räuberischen Speckkäfer ziemlich auffallend. Gerne hätte uns auch der dermalige Besitzer dieselben käuflich überlassen, allein unsre, durch den Krieg und die Deportation in Unordnung gerathenen Finanzen, erlaubten uns dergleichen Ausgaben nicht. Nach einer ländlichen aber vortrefflichen Mahlzeit führte er uns auf die Spitze des Hügels, an dessen Seite sein Haus liegt, auf welcher er ein schönes Gartenhaus gebaut hatte, um der ausgedehnten Aussicht, die man von hier bis an die fernen Hügel Burgunds hat, besser genießen zu können. Hier fiel mir zuerst das alte Schloß Vadan, auf der nämlichen Hügelkette aufgethürmt, in die Augen. Vor der Revolution war es nebst fünfzehn in der Nähe gelegenen Herrschaften ein Eigenthum

desjenigen Zweiges der Famililie Choiseuil, zu welcher der berühmte und allgewaltige Minister gehörte, den eine Dübarry vertrieben hat. Die Familie zog nicht mehr als 25000 Livres aus diesen Herrschaften. Nun ist alles von der Nation verkauft. Von diesem Gartenhause beherrscht man einen sehr großen Theil der Ebene, und ich benutzte die Gelegenheit, um mich über den ökonomischen Zustand derselben belehren zu lassen. Ich werde zwar dasjenige nicht wiederholen, was ich schon anderswo angeführt habe, aber meine hier gesammelten Nachrichten mit denjenigen, die ich in Lequinio Reisebeschreibung finde, ergänzen.

Unstreitig ist der ebene Theil der Provinz weit der fruchtbarste, ob er aber auch am beßten angebaut und benutzt ist, möchte wohl eine andre Frage seyn. Eigentlich sind es nur einige Striche derselben, und zwar diejenigen, die zunächst um die Städte liegen, welche wirklich gartenmäßig angepflanzt sind. So bald man sich von denselben nur ein paar Stunden entfernt, so bemerkt man gleich eine allgemeine Nachläßigkeit. Wir haben die Ursachen davon anderswo angegeben. Man sieht es der gelben kränklichen Farbe, der kleinen nicht sehr wohl gebildeten Gestalt des Bewohners der Ebene an, daß er eine schwere und feuchte Luft einathmet, und unter einem ungesunden Himmelsstriche lebt. Viel stehende Wasser, besonders im südlichen Theile, tragen viel zu dieser Beschaffenheit der Luft bey. Die gewöhnliche Nahrung des Landmanns, die zwar meistens in Brey von Türkenkorn besteht, doch aber durch den sehr häufigen Genuß von Schweinefleisch, besonders von geräuchertem, eingesalznem, sehr ranzigem Speck nur zu oft unterbrochen wird, mag auch eine Ursache seiner immer sehr schwankenden Gesundheit abgeben. Dabey wird sehr viel Brod gegessen, welches auf der Ebene von viererley Art ist: 1) Man vermischt gleich viel Waitzen

mit Roggen, manchmal kömmt der vierte Theil Kartoffeln dazu. 2) Backt man Kuchen von Türkenmehl allein, oder auch mit einer Art Kürbis, Citrouille genannt. Diese Kuchen bekommen eine sehr schöne röthliche Rinde und einen gelben Teig, schmecken ein wenig fade und süßlicht, doch ziemlich gut, besonders wenn sie noch frisch sind. 3) Man vermengt Heidekornmehl mit Türken, Kartoffeln oder Kürbis. 4) Verfertigt man für die Armen Brod aus Heidekornmehl allein. Ihr Getränk besteht meistens aus Wasser, oder Petit Vin.

Wir haben bey der Beschreibung unserer Reise von Dole auf Poligny, und bey der Darstellung des Merkwürdigen dieser letztern Stadt gemeldet, daß man auf der Ebene alle Kornarten, verschiedene Futterkräuter, und allerley ökonomische Gewächse anbaue; hier habe ich also nur noch zu bemerken:

Daß, obgleich das Türkenkorn nach dem Waitzen das Haupterzeugniß der Ebene ist, man es doch nicht ordentlich pflanzt, und eben so wenig als in der Weinregion häufelt. Auch steckt man Kürbiße dazwischen. Es wird im Herbst früh, unreif, mit der ganzen Pflanze eingesammelt, weil man immer eilt um noch Waitzen säen zu können, da denn der Acker umgekehrt, die Schollen wohl zerschlagen, mit der eisernen Egge noch einmal darüber gefahren, und der Waitzen, im Vorbeygehen sey es gesagt, wegen dem Brand, bekalkt wird, angesäet.

Daß auch Fench (Panis) gepflanzt wird, auf eine Familie ein halbes Journal. Man säet ihn im April und erndtet im Herbstmonat, pflückt nur oben die Kolben ab, und mähet dann das Stroh zum Futter für das Vieh. Es trägt gemeiniglich zehnfach. Die Kolben werden im Ofen gedörrt, dann ausgeschlagen und sogleich in die Mühle getragen und gestampft, sonst trocknet es zu stark ein. Man

verliert drey Fünftel nach dem Stampfen. Man kocht ihn im Wasser und genießt ihn mit Milch, er nährt wenig und ist harntreibend. Das grüne Stroh wird von den Pferden sehr geliebt.

Da, wo Heidekorn gepflanzt wird, bestimmt eine Haushaltung zwey Journal dazu. Man erndtet es im Weinmonat ein, und der Ertrag ist öfters dreyßigfältig bey guter Witterung; allein in zu trocknen Jahren mißräth es sehr gerne. Meistens wird es nur um Brod daraus zu backen, benutzt.

Eine Art länglichter Turnips und weisse runde Rüben werden in einigen Gegenden der Ebene ziemlich häufig angebaut, und sowohl Menschen als Vieh davon ernährt.

Auch in der Ebene beobachtet man verschiedene Anpflanzungs-Ordnungen. Einige vollenden ihren Kreis in acht Jahren. Während dem ersten Waitzen mit Dünger, wenn man hat; im zweyten entweder Türken oder Bohnen, oder Kichern oder Oelsaamen, so ein Jahr ums andere, bis zum achten, während welchem der Acker brach liegt, und vor der Herbstsaat viermal umgepflügt wird. Andere gebrauchen nur drey Jahre. Im ersten Waitzen oder Roggen, mit Dünger; im andern Türken oder Fench, Haber und Heiden; im dritten brach und ackern nur zweymal um. Endlich andere sollen, im ersten Waitzen oder Roggen, im andern Haber und Gerste, im dritten die Brache haben.

So viel ist gewiß, daß man in der Ebene die Aecker immer Aecker und die Wiesen immer Wiesen seyn läßt.

Als Dünger gebraucht man auch ausgelaugte Asche, und die Oelkuchen vom Oelsaamen.

Aus der Ebene wird ausgeführt: Waitzen in den gebirgigten Theil der Provinz, und manchmal, wenn die Kornausfuhr erlaubt ist, in die Schweiz; Leder auf Lyon

und die umliegenden Gegenden; Nüße auf Lyon und bis in die Levante; etwas weniges Hanf auf Lyon; Pferde in ganz Frankreich; Schweine in die Schweiz und in die benachbarten Departementer; Vieh und Schaafe gleichfalls. In Ansehung der Schaafzucht muß ich noch bemerken, daß sie in diesem ganzen Lande, welches doch für diesen Zweig der Landwirthschaft vortrefflich scheint, sehr unbeträchtlich ist. Die Schaafe sind klein, die Wolle sehr mittelmäßig; im nördlichen Theil der Provinz erhält man von einer Schur ein halbes bis anderthalb Pfund Wolle, welche gewaschen sechs und dreyßig bis vierzig Sols das Pfund gilt. Um Besançon scheert man die Schaafe zweymal des Jahrs, im Monat Mai, wo die Schaafe anderthalb Pfund geben, und im Weinmonat das zweytemal, welches nur dreyviertel Pfund abwirft. Einige sagen, die erste Wolle sey die bessere, andere aber schätzen die zweyte höher. Man verkauft aber beyde um den nämlichen Preis und zwar gleichfalls das Pfund gewaschene Wolle sechs und dreyßig bis vierzig Sols. Die zweyte Schur nennt man hier das Grummet, Regain. Vor einigen Jahren galt die Wolle nur zwanzig bis vier und zwanzig Sols; allein hier ist alles, die Grundstücke, die Lebensmittel, die Produkte, im Werthe beynahe um das doppelte gestiegen. (Young Voyages dans les Années 1787-1790.)

Von Molamboz spazierten wir durch eine fruchtbare doch ziemlich feuchte Fläche auf Montmalin und von da auf Saint Cyr. Die Aecker waren in fünf Fuß breite, gewölbte, durch tiefe Furchen abgesonderte Betten abgetheilt, um das Wasser abzuleiten. Die Kirche von Saint Cyr liegt auf einer ziemlichen Erhöhung, und man genießt dort einer herrlichen Aussicht. Hier befindet sich auch ein stattliches Landhaus eines der reichsten Bürger von Salins, mit einem sehr schönen Garten. Von hier führt ein schöner

Weg mitten durch den an das Dorf grenzenden Wald von Mouchart wieder auf die Hauptstraße von Lyon. Dieser Wald dehnt sich über einen großen Theil der Ebene aus, und soll 12000 Arpens am Maaß betragen. Er besteht beynahe ganz aus Eichen und gehört der Nation, ward aber von jeher den Salzwerken in Salins gewiedmet. Seit der Revolution, während welcher jeder that was ihm gut dünkte, und den Genuß der Freyheit in der Verachtung der Gesetze und der eingeführten Ordnungen suchte, wurde er so stark ausgehauen, und so viel Holz überall entwendet, daß er nun in vielen Gegenden verdorben ist. Seit dem 18ten Brûmaire hat man aber wieder die vormalige strenge Aufsicht eingeführt, es wird aber Zeit brauchen bis er sich wieder erholt hat. Vor diesen unruhigen Zeiten war er sehr wegen der vorzüglichen Eichelmast berühmt und gesucht. Die Schweinszucht macht einen der Hauptzweige der Landwirthschaft in dieser Provinz, besonders im ebenen Theile derselben, aus. Auf der Ebene sind sie von weisser Farbe, im bergichten Theile aber weiß und schwarz gefleckt, (pie,) also eine Mittelart zwischen der weissen Französischen und der ganz schwarzen Waadtländischen. Jeder Bauer unterhält verschiedene, nicht nur zum eignen Gebrauch, sondern auch zum Verkauf. Den Winter über füttert man sie, theils mit allerley Abfall aus der Haushaltung, theils aber mit getrocknetem Klee, im Frühling und Sommer, bis zur Zeit der Eichelmast, mit grünem Klee. Alsdann treibt man sie in die Wälder, muß aber der Regierung für jedes Stück drey Livres bezahlen. Nach der Eichelmast werden sie mit Türkenkornbrey und Kartoffeln vollends fett gemacht, ja im südlichen Theile der Provinz nährt man sie beynahe das ganze Jahr mit in Wasser gesottenem Türkenmehl. Am St. Thomastage den 21sten Christmonat, wird in Salins ein Markt gehalten,

an welchem hauptsächlich fette Schweine verkauft werden. Man verhandelt sie zwar auch an den Märkten der andern Städte der Provinz, die um diese Zeit eintreffen; allein der Hauptmarkt für die Schweine ist der obgenannte in Salins. Hier kommen öfters drey bis vier tausend dieser Thiere zusammen, und hier versieht sich die Stadt, der bergichte Theil der Provinz, und hauptsächlich die Schweiz mit fetten Schweinen. Man rechnet, daß die Schweizer allein bis fünfzehn hundert Stücke aufkaufen, welche zu vierzig Livres, welches der Mittelpreis ist, sechzig tausend Livres betragen, die nur für diesen Artikel ins Land kommen. Der gute Abgang dieser Waare hat auch verschiedene der hiesigen Einwohner auf den Gedanken gebracht, diesen Handel im Großen zu treiben; sie kaufen nämlich, nicht nur im Lande selbst, während dem Sommer von den Bauern die Schweine auf, sondern gehen auch ins Departement der Allier, kaufen dort, wo man sehr viele Schweine zieht, ganze Heerden auf, verstehen sich dann mit den Aufsehern über die Waldungen in der Franche Comté wegen dem Preis der Eichelmast ein, und da sie nach derselben nicht immer bis zum St. Thomas Markt warten können, so treiben sie ganze Heerden in die Schweiz, und verkaufen sie dort. Die fetten Schweine dieser Provinz dringen bis auf St. Gallen, wo ich dergleichen nicht wenige schlachten sah.

Allein, nicht alle Eichenwälder sind zur Schweinsmast gleich gut. Alle diejenigen, die mit keinen Quellen versehen und also sehr trocken sind, werden nichts geachtet. Hingegen schätzt man die wohl bewässerten hoch, wie z. B. die Wälder von Chaux, Yvori, Poupet und Mouchart. Dieser letzte wird allen andern vorgezogen, weil in keinem die Schweine so fett werden, wie in diesem. Mit Quellen und Pfützen ist er reichlich begabet, in welchen sich die

Thiere, nach einer so hitzigen Nahrung, wie die Eicheln, beständig aufhalten. Doch schreibt man die außerordentliche Fettigkeit, welche die Schweine in diesem Walde vorzugsweise erhalten, einer Art Würmer zu, hier schlechthin Vermeaux genannt, nach welchen sie sehr lüstern sind, und von welchen der Wald wimmeln soll. Vielleicht sind es Larven von Käfern, besonders des Maikäfers, der vielleicht solchen, mit Gras wohl versehenen Wäldern, seine Eyer gerne anvertraut, oder es könnten auch Larven von Wasserjungfern und Phryganeen seyn, die in den vielen Wassern sich aufhalten. Da die Wälder seit der Revolution so sehr gelitten haben, so tragen sie der Regierung, in Ansehung der Eichelmast, nicht viel ein. Vor der Revolution wurde der Wald von Mouchard um zwölf hundert Livres verpachtet, und es durften zwölf hundert Schweine herein getrieben werden. Die Regierung bekam also nicht alles. Auch in dieser Rücksicht könnte die dermalige, wenn sich die Wälder wieder erholt haben, ihre Einkünfte viel höher treiben.

Der Weg von St. Cyr, durch den Wald von Mouchard, gewährte uns einen äußerst angenehmen Spatziergang. Der schöne bunte Teppich dieser wiesenartigen Wälder, die nur hin und wieder zerstreuten majestätischen Eichen, die über das junge Gebüsch stolz hervorragen, geben ihnen ein leichtes, freyes Ansehen, dessen Genuß durch die Harmonie der Nachtigallen und Amseln unendlich erhöht wird. Ungern verliessen wir denselben, um die Hauptstraße, die dem Rande des Waldes folgt, zu durchkreuzen und auf einer Queerstraße uns wieder Salins zu nähern. Sie führte uns auf Arsures, einem Dörfchen, an dessen ganz gegen Mittag gekehrten Hügelchen der beßte rothe Wein der Provinz wächst. Zwischen fruchtbaren Kornfeldern, deren sanftes Grün mit dem Golde des blühenden Oelsaa-

mens reizend abwechselt, kamen wir neben Aigle pierre einem großen Dorfe, vorbey auf Marnoz, wo wir unsre zweyte Tagreise zu endigen uns entschlossen.

Vor der Revolution besaß ein Graf von Pillau Coligny, im Dorfe Marnoz, einen artigen Landsitz, auf welchem er sein Leben im ununterbrochnen Rausche der sinnlichsten Vergnügungen zubrachte. Ein sehr schöner und wohl unterhaltener Garten war noch eine seiner unschuldigsten Freuden, und der Gärtner der ihn besorgte, ein lustiger Bruder, der Theilhaber an seinen Lustbarkeiten und sein standhaftester Freund. Die Revolution kam, und der Graf fand für gut, wie so viele andre seines Gleichen, sein Heil in der Auswanderung zu suchen. Er nahm am allgemeinen Schicksal des Adels, besonders des entflohenen, Theil; seine Besitzungen wurden von der Nation verkauft. Sein Freund, der Gärtner, handelte sein Haus und die um dasselbe liegenden Grundstücke um fünfzehn tausend Livres in Assignaten an sich. Seine Absicht gieng aber keinesweges dahin, von dem Unglück seines vormaligen Herrn Nutzen zu ziehen, wie so viel tausend andre Kammerdiener und Kutscher in Frankreich, die, Dank sey es der Revolution, im Anfange derselben in denjenigen Schlössern befahlen, wo sie zuvor ihrer Herren Schuhe reinigten, und in denjenigen Karossen sich fahren liessen, hinter denen zu stehen, oder welche zu führen, sie für die größte Ehre gehalten hatten. Nein, er wußte, wo sich sein Herr aufhielt, und daß er an allem Mangel leide; er unterstützte ihn beständig mit dem nöthigen Gelde; ja, er würde ihm sein Eigenthum gerne erstattet haben, wenn derselbe die günstigern Zeiten erwartet hätte, in sein Vaterland zurück zu kehren.

Allein er wagte sich zu früh wieder in Frankreich hinein, wurde ertappt und guillotinirt. Sein Gärtner, eigentlich ein Elsasser, den man nur den Vater Millar nennt, widmete sich nun, mit unglaublicher Anstrengung, einer zweckmäßigeren Einrichtung des erworbenen Eigenthums, welches er mit gutem Gewissen besitzen durfte, da er es seinem Herrn selbst abgekauft hatte. Er beschloß den unnützen Prachtgarten in einen, dennoch schönen aber Nutzen bringenden, und das daran gewandte Capital reichlich zu verzinsenden Garten umzuwandeln. Er erreichte seinen Endzweck vollkommen. Alle unfruchtbaren Alleen, Parterren und Grasteppiche wurden weggeschafft, und Gemüß tragende Gartenbette daraus gemacht, hingegen alle Gewächs- und Treibhäuser sorgfältig beybehalten. Wenn schon jeder Platz nur nützliche Gewächse tragen durfte, so wurde er doch symetrisch eingerichtet, und das Ganze mit schönen Spalieren und Buschbäumen, mit seltenen Blumen und Gewächsen so ausgezieret, daß man den angenehmsten Anblick, die Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen, genießt. Er zieht hauptsächlich alle Gattungen von Gemüsen in großer Menge, besonders diejenigen, die in der Gegend beliebt sind, als den Spinat, den Gartensauerampfer und den Portulak (Pourpier), so wie alle mögliche Salatarten, ohne welche die Franzosen fast nicht leben können. Ob man gleich bey ihm alle Kohlsorten sehen kann, so wird doch nur der Blumkohl allein gesucht, der auch hier von einer seltenen Größe angetroffen wird. Unter den Wurzelgewächsen liebt man nur den Selleri und den Pastinak, (Panais). Den Artischocken frägt man hier nichts nach. Da er den Gartenbau vollkommen versteht, so zieht er von allen Gemüsen nur die beßten Sorten, und in einer Vollkommenheit, über die man erstaunt. Er weiß sie immer viel früher als andre zu liefern, und deswegen tragen ihm

BSB
MÜNCHEN

nur dieselben, von denen er alle Täge einen Wagen voll mit eignen Pferden in die Stadt fährt, eine große Summe ein, weil sie von jedermann gesucht werden, ob er gleich theurer ist als andere. Noch mehr als das Gemüse, wirft ihm jährlich seine Baumschule ab. Er hat hinter dem Hause einen sehr großen Platz ihr allein gewiedmet. Hier sieht man die edelsten Sorten aller Arten von Fruchtbäumen in jungen Stämmen, die bis sechs Jahr alt sind, in langen Reihen stehen, jeder mit seinem Namen bezeichnet. Da er vielleicht der einzige im ganzen Departement ist, der eine Baumschule besitzt, so zieht er aus diesem Artikel allein eine große Summe, ob er gleich für ein veredeltes Stämmchen, von fünf bis sechs Jahren, nicht mehr als vier und zwanzig Sols begehrt. Seitdem die Anlegung neuer Weingärten so sehr zur Mode geworden ist, hat dieser einsichtsvolle Mann sogleich einen großen Platz zu einer Rebschule bestimmt. Er pflanzt nur Schößlinge in tiefe Gruben, und begießt sie fleißig; zu diesem Ende hat er diese Rebschule neben einem Bach angelegt, der seinem Garten entlang vorbey fließt; innert drey Jahren hat er die schönsten Reben, die reißend abgehen.

Seine sehr weitläuftigen Frühbetten sind beynahe ausschließend zum Melonenbau bestimmt; man liebt diese Frucht hier ungemein, und davon weiß er seinen Vortheil zu ziehen. Schon im Anfang des Heumonats kann man bey ihm die frühern Melonen um dreyßig Sols das Stück haben. Die spätern pflanzt er zu hunderten auf großen Gartenbetten. Meistens sieht man bey ihm die große, länglichtrunde, gestrickte Art, mit goldgelbem Fleisch. Auf den Frühbetten, die die Melonen hervorbringen, sahe ich seine Methode, die Erdkrebse, (Acheta Gryllotalpa) hier Courtillieres, auszurotten. Ehe noch etwas auf dem Bette gesäet war, machte er dasselbe ganz eben, begoß

es dann mit Wasser und gab Achtung, wo die Erde hernach kleine Spalten warf. Allemal befand sich daselbst eine Höhlung mit einem Erdkrebsen. Er steckte den Finger hinein, und wenn er, wie es beynahe allemal zutraf, die Höhle gefunden hatte, so goß er einen Löffel voll Rübsaamenöl hinein. Wenige Minuten darauf kriecht das Thier aus dem Loche heraus, schon mit dem Tode ringend, doch zu mehrerer Vorsicht wird es zertreten. Mit Baumfrüchten aller Art, an Spalieren, Busch- und hochstämmigen Bäumen, ist er reichlich versehen, und löset aus den Früchten in einem an denselben so armen Lande nicht wenig; ich habe aber nebst meinen Unglücksgenossen gefunden, daß die Früchte hier nicht sehr wohl schmecken. Die Marillen zieht er am Spalier, auf eine, bey uns ganz unbekannte Art. Er läßt nämlich den Stamm eine Höhe von vier bis vier und einen halben Fuß erreichen, und erst dann breitet er die Aeste auf beyden Seiten so flach als möglich aus. Er behauptet, daß sie auf diese Weise viel tragbarer werden, und wirklich hiengen seine Bäume voller Früchte.

Aus den großen Gewächshäusern, die er angetroffen hat, zieht er sehr großen Vortheil. Er unterhält eine starke Orangerie von etlichen hundert, theils großen, theils Zwergstämmen; davon verkauft er nicht nur Früchte und Blüthe, sondern, da er allerley Sorten von Citronen, Limonien, Cedraten und Orangen in großen und kleinen Geschirren pflanzt: so findet er sehr viele Käufer, die ihm dergleichen fruchttragenden Bäume abnehmen. Dabey sind seine Treibhäuser mit Ananassen und andern exotischen Gewächsen versehen, die er alle wohl anzubringen weiß. Auch prangt sein Garten mit einem ausgesuchten Blumenflor, der nicht nur zur Zierde, sondern auch zum Nutzen da steht. An Hochzeiten und an süße Herren verhandelt er diese

Gartenschönheiten, und seine Gewächshäuser setzen ihn in den Stand, mitten im Winter den Forderungen ungestümer Stutzer zu entsprechen.

Um den Reichthum seines Gartens auf einen höhern Grad zu treiben, machte er, vor dem Ausbruche des Krieges in der Schweiz, alle Jahre eine Reise dahin, um alle nützlichen und seltenen Gewächse, die er in den Gärten daselbst antraf, und die ihm fehlten, einzutauschen oder einzuhandeln. Itzt aber beschränkt er seine Reise auf die benachbarten Departementer Frankreichs, bis ihm der Friede wieder erlaubt seinen Kreis auszudehnen. Er versieht nicht nur die Gegend um Salins, sondern auch noch fünfzehn Stunden in die Runde das Land mit den Erzeugnissen seines sinnreichen Fleisses.

Da sein vormaliger Herr ein sehr schönes Apartement in einem Nebenhause eingerichtet hatte, so wußte der industriöse Gärtner auch dieses zu einer Quelle reichlichen Ertrages zu schaffen. Er erhält es nämlich im niedlichsten Zustande, und bewirthet daselbst Leute von einigem Ansehen, da die schöne Einrichtung des Gartens, die angenehme Lage des Dorfes, die vortreffliche Bewirthung viele Gesellschaften anlockt, während der lieblichen Jahrszeit Lustparthien in diesen Garten zu machen. Will man vortreffliche Gemüse, allerley Früchte und ein ausgesuchtes Glas Wein in angenehmer Gesellschaft genießen, so verabredet man einen Spaziergang zum Vater Millar, in den Garten zu Marnoz.

Dieser Mann beträgt sich in seiner Haushaltung wie ein wahrer Patriarch. Früh und spät selbst an der Arbeit, hält er auch seine zahlreiche Familie dazu an, und wacht über der strengsten Ordnung. Alles muß zu rechter Zeit geschehen, alles muß genug bey ihm haben, aber auch jedermann muß ihm blindlings gehorchen. Es ist eine Freude

ihn an der Seite seines alten Weibes, die er noch immer liebt, mitten unter seinen Kindern und Kindskindern zu sehen. Dabey ist er ein wahres Original, arbeitet Sonntag und Werktag, flucht wie ein Heide, und betet seinen eignen Katechismus an. Man behauptet, daß er aus seinem Garten für acht tausend Livres jährlich Produkte ziehe.

Innert seinem Einfange bemerkte ich einen Acker mit Mohn (Pavot, Papaver somniferum) bepflanzt, aus dessen Saamen man hier ein sehr gutes Oel (Huile d'Oeillette) preßt. Man säet den Saamen im Monat Merz in ein gut gedüngtes Land; kommen die Pflänzchen zu dick, so reißt man den Ueberfluß aus. Man hält den Acker von Unkraut so rein als möglich. Die Pflanze blüht im Mai und Brachmonat, und bildet eine große, einfache, hellrothe oder violette Blume. Im Anfang des Herbstmonats sind die großen Saamenköpfe gelblicht, und meistens reif, welches man am Klappern des Saamens erkennt. Einige brechen nur die Köpfe ab, andere reißen auch die ganze Pflanze aus, lassen sie am Schatten dörren, und schlagen dann den Saamen mit Stecken aus. Man kann das Oel so gut wie das Olivenöl gebrauchen.

Uebrigens wird in diesem Departement sehr viel Oel und zwar aus folgenden Erzeugnissen verfertigt.

Das allerbeßte aus Haselnüßen, deren im bergichten Theil sehr viele wachsen, und mit Fleiß zum Oelschlagen gesammelt werden. Aus Nüßen. Der Nußbaum wird in einigen Theilen des Departements, meistens auf dem mittäglichen Theile der Ebene, häufig gepflanzt. So bald die Nüße gesammelt sind, trocknet man sie auf Hürden, die im Kamin sechs oder sieben Fuß ob dem Feuer befestigt sind, zwanzig Tage lang. Drey Mesures Nüße in Schaalen geben eine Mesure Kernen, daraus man neun Maaß Oel

gewinnt. Man schlägt das Oel kalt im März. Man dörrt die Nüße lieber im Rauche als an der Sonne, weil man glaubt, daß sie mehr Oel geben.

Rübsaamen, Navette, Brassica Napus, auch Oelsaamen genannt, wird sowohl auf der großen Ebene als auf der Bergebene gepflanzt, und zwar Sommer- und Winterrübsaamen. Man säet den letztern häufiger, weil man aus Erfahrung weiß, daß der Waitzen vortrefflich nach ihm gedeihet, den erstern aber im Jahr vor der Brache oder anstatt der Brache. Man bedient sich des Oels zum Kochen und zum Brennen. In feuchten Gegenden, und wenn man den Saamen recht reif werden läßt, so erhält man fünf und eine halbe Maaß Oel von einer Mesure Saamen, aber in trockenem Boden, und wenn man den Saamen wegen den Vögeln, oder wenn man gerne den Waitzen früh säen wollte, nicht lange genug stehen läßt, so bekommt man nur fünf Maaß. Dieses Oel gefriert niemals. Man bedient sich der Oelkuchen als eines vortrefflichen Düngers. Von vier und zwanzig Mesures Saamen, erhält man Kuchen genug um ein ganzes Journal zu düngen. Auch trägt ein Journal ungefähr so viel Saamen ein, so daß der, durch denselben entkräftete Acker wieder verjüngt wird. Man mahlt den Oelkuchen zu einem feinen Mehl, siebet dasselbe, mahlt das gröbere wiederum, und streuet nun die Materie so gleich als möglich mit der Hand auf den Acker. Die Wirkung ist außerordentlich. Sehr viel Oel wird im Land zum Verspeisen und Brennen gebraucht, und daß auch ein nicht zu verachtender Handel damit getrieben wird, haben wir oben bemerkt.

Es giebt in Marnoz auch noch andere Gärten, in welchen man allerley Gemüse für die Stadt zieht. Die Ebene um das Dorf ist vortrefflich angebaut, und die gegen Abend und Mittag sich drehenden Hügel mit Weinreben bedeckt,

wo sie aber dem Nordwind ausgesetzt sind, mit Gebüsche bekleidet.

Zwischen Marnoz und Salins erheben sich verschiedene, durch Thälchen abgesonderte Hügel, die die angenehmsten Spatziergänge darbieten, besonders wenn man die Einsamkeit liebt. Gegen Südosten dringt so ein enges, durch hohe buschigte Hügel, welche auf der linken Seite mit sonderbar in Zacken, Pyramiden und Nadeln geformten Kalkfelsen bekrönt sind, eingeschloßnes Thälchen neben einem murmelnden Bache bis in ein Dörfchen, Pretins genannt, welches mitten im Vereinigunspunkte von drey Thälchen liegt, in welchen Wiesen, Aecker und Gebüsche mit einander abwechseln, und eine sehr romantische Ansicht gewähren. Viehzucht macht die Hauptnahrung der Einwohner dieses, an den weit ausgedehnten oben beschriebnen Wald hinter Yvori, der sich aber bis da herum zieht, grenzenden Dörfchens aus, und sie versehen die Stadt meistens mit Milch. Auch trifft man da viel Nußbäume an. Dieses Dörfchen gehörte dem ob demselben gelegenen Kloster Chateau, von dem wir bald sprechen werden, und seine Einwohner hatten das Glück Leibeigene dieser Herren zu seyn. Man versicherte uns zwar, daß sich die Bauern gar wohl dabey befanden. Credat Judas Apella. Man kann vom Dörfchen weg durch zwey Thälchen weiters wandern, das eine führt geraden Wegs zum Fort St. André, durch das andre geht die Hauptstraße in die Stadt, und man erreicht zuerst jene fruchtbare Grasebene, auf welcher sich das Landgut des Maltheser Ritters befindet. Wir wählten dießmal das erstere, das sich zu oberst bey einem Landgut, Salgré genannt, in einen etwas erhabenen Rücken endigt, auf welchem sich der Weg theilt, rechts zum Schlosse hinaufführt und links zu einem Walde leitet, der den äußersten Hügel gegen Marnoz bekrönt. Wir verweilten einige Zeit auf

diesem Scheidewege, wo ich eine solche Menge von Belamniten, Ammoniten und Gryphiten antraf, daß ich darüber erstaunte. Auch besahen wir ein wenig das Gut und bewunderten, daß man eine so äusserst trockene Gegend noch zu einem beträchtlichen Landgute hatte umschaffen können. Zu Wiesen taugt der Boden gar nicht und doch unterhält man hier ziemlich viel Vieh, einzig mit der Weide im Wald, und des Winters mit allerlei Stroharten. Den ausgesogenen Aeckern soll die Brache wieder neue Kräfte geben.

Wir eilten nun links jenem Walde zu, durch welchen uns ein Weg auf den gegen Süden gekehrten äußersten Absaz des Hügels führte. Hier steht noch das vormalige Benediktiner-Kloster Chateau, von der Nazion verschiedenen Personen verkauft, welche die alte gothische Kirche zum Theil eingerissen haben, zum Theil aber in den Einsturz drohenden Ruinen noch haben stehen lassen. Das Kloster selbst zeigt schon überall die Spuren eines nahen Verfalls. Gerne eilt man aus den melancholischen Gängen ins Freie und hoft im Garten einige Erleichterung zu finden. Allein wie sehr wird man getäuscht! Dieser schon durch seine Lage und durch die natürlichen Schönheiten zum prächtigsten Garten bestimmte Plaz, an den auch die Kunst etwas verwendet haben mochte, um ihn noch vorzüglicher zu machen, ist nun eine Einöde. Nur die herrliche Aussicht auf Marnoz, Aiglepierre und einen großen Theil der ausgedehnten Ebene, nur der Anblick des oben beschriebenen einsamen Thälchens, und der eigensinnigen Formen, welche die den vormaligen Garten unterstützenden Felsen annehmen, und bald Obelisken, bald Höhlen, bald einsame Ruheplätze zwischen den Felsenhacken mit wankendem Gesträuche beschattet, bilden; dieß konnte die Zerstörungssucht dem Platze nicht rauben, und

bei diesen Gegenständen sucht man die niederschlagenden Gedanken zu betäuben, daß die Menschen nüzliche Absichten heucheln und im Grunde nur den gehäßigsten Leidenschaften fröhnen. Um und um wird der Absaz von einer hohen Felsenmauer unterstüzt, um und um beweist sie die Neigung des Kalksteins zu den sonderbarsten Bildungen. Auch hier, wie auf der Terrasse zu Ste. Claude, weiset man dem Wanderer, da wo der Absturz sehr hoch ist, einen Fleck desselben, le saut de la pucelle genannt. Ein unschuldiges Mädchen, das in der Kirche vermuthlich seine Andacht verrichtet hatte, ergezte sich hier mit der Aussicht ins romantisch einsame Thälchen. Ein neuer Pan in schwarzer Kutte hatte diese Syriax bemerkt und war ihr nachgeschlichen. Der Plaz war zu heißen Liebeserklärungen nicht ungeschickt, allein mit Abscheu wurden sie vom holden Mädchen verworfen. Als sie aber der lüsterne Satyr mit nervigtem Arm zu andern Gedanken bereden wollte, entschlüpfte die erschrockene Schöne; vergebens suchte sie mit forschendem Blicke einen Ausgang, vergebens flog sie im Einfange von einer Ecke zur andern herum; rasch verfolgte sie der erhizte Liebhaber und hofte sie eben zu ergreifen, als das vor Schrecken stumme und verzweiflungsvolle Mädchen gegen den Absturz rannte und sich in die Arme des Todes rettete. So erzählt die heimische Sage.

Gegen Nordosten vom Klostergebäude befindet sich eine ziemlich große Ebene, izt mit Aeckern bedeckt, zuvor aber eine schöne Wiese, auf welcher alle Jahre ein großer Jahrmarkt gehalten wurde, welcher dem Kloster nicht nur durch allerley Gefälle, sondern hauptsächlich deswegen viel einbrachte, weil es bei dieser Gelegenheit seine überflüßigen Vorräthe an Wein, Lebensmitteln u. s. w. hoch und theuer anzubringen wußte. Obgleich das Kloster nicht zu den

reichen gezählt werden konnte, so hatte es doch immer genug, um nützliche Anstalten zu unterstützen. So hatte es in dem ihm unterthänigen Dorfe Pretins, in welchem man eine große Anzahl von Eseln hält, eine Académie des ânes errichtet, auch hin und wieder Gelehrte als Mitglieder angenommen und Diplome darüber ausgefertigt. Dann und wann wurden im Kloster Zusammenkünfte gehalten, wobei tüchtig geschmauset und Ströme von witzigen Einfällen verspendet wurden. Ein nicht unbequemer Weg führte uns wieder auf Marnoz hinunter. Die Straße von Marnoz nach Salins macht die Grenze zwischen der Region der Ebene und des Weines. Doch bald vereinigt sie sich mit der Hauptstraße von Salins auf Dole, der wir nun auf einige Zeit folgten, um eine sonderbare Hügelmasse zu umgehen, die sich wie eine Insel auf der Ebene erhebt und auf der einen Seite von der Furieuse, auf der andern von der Loue scheint von der ersten Stuffe des Jura abgeschnitten worden zu seyn. Längs jener Straße, also auf der Südseite, besteht diese Hügelmasse aus einem beinahe kahlen Felsen, nur kümmerlich mit verkrüppeltem Buchs und mit Heidekraut bewachsen. Hin und wieder sieht man Baustein- und Plattenbrüche. Wo sich in Einsenkungen etwas mehr Erde gesammelt hat, sind Weingärten angelegt worden. Wenn man die Reben in die Spälte des Kalksteins hineinpflanzt, so gedeihen sie. Und man bemerkt, daß die Oberflächen dieser Felsen sehr bald dem Fleiße des Menschen nachgeben und fruchtbar werden. Diese Hügelmasse wird hin und wieder durch Einsenkungen durchschnitten, welche fruchtbare Thälchen bilden. Durch so eines fließet das bei Pretins entspringende, bei Marnoz vorbeifließende Bächgen, Vache genannt, in die Furieuse. Wir kamen nach einer halben Stunde Wegs auf der großen Hauptstraße auf Panioz, einem Dorfe hin-

ter der Hügelmasse mit schönen Wiesen umgeben, welche bald von Reihen von Weidenbäumen, die wahre Kopfweide, bald aber von Reihen großer Nußbäume umkränzt sind. Die Hügelmaße erhebt sich hier zu einer etwelchen Höhe und auf der obersten Spitze stolziren die Ruinen eines sehr weitläuftigen alten Schloßes, Vaugrenant genannt. Wir beschloßen sie zu besuchen. Durch ein sehr wohl angebautes, mit Wiesen, Aeckern und Weingärten bedecktes und auf beiden Seiten mit Waldung verbrämtes Thälchen, welches in die Hügelmasse empordringt, stiegen wir sanft das Bergchen hinan, bis an ein einsames Dörfchen, mit dem Schloße gleichen Namens, welches auf der obersten Spitze des Thälchens liegt, und von da sich auf der entgegengesezten Seite ein anders Thälchen gegen Nordosten hinunter zieht. Auf der Nordwestseite aber erhebt sich der Hügel noch etwas höher, und auf dessen Spitze thronte vormals im ausgedehnten Raubnest der Herr dieser Gegend. Diese Trümmer haben gar nichts merkwürdiges an sich; die Bauart beweiset nur den barbarischen Geschmack des Architekten, und verräth keine durch ihr Alter ehrwürdige Epoche. Die Welt kann es Ludwig dem Vierzehnten Dank wissen, daß er dergleichen unförmliche Steinhäufen dem Verderben übergab. Noch mehr aber wollen wir uns der allgemeinen Civilisazion freuen, die dergleichen Räuberschlößer nicht mehr zugiebt. Nicht leicht konnte ein Schloß zu diesem Endzweck auf einer bequemern Stelle gebaut seyn. Das spähende Auge des raubgierigen Ritters konnte hier durch das ganze herrliche Thal dringen, welches die Loue von Quingey an bewässert. Wenn ein Reisender noch drey bis vier Stunden von dieser Burg entfernt war, so hatte ihn der Räuber schon entdeckt, und er mochte sich gegen Süden oder gegen Westen wenden, so konnte er schwerlich seinen Klauen entgehen. Die Aussicht ist

entzückend und kaum konnten wir uns von ihr losreissen. Um auf Rennes, am nordöstlichen Ende der Hügelmasse, zu gelangen, hätten wir auf Panioz herab und von dort der Straße nach dahin kommen können. Denn kaum einen Büchsenschuß ausser Panioz vereinigt sich die Straße von Salins auf Dole für einige Zeit mit der Hauptstraße von Besançon auf Lyon, die uns zurück auf Rennes geleitet hätte. Allein jenes Thälchen, so von dem Dörfchen unter dem Schloß nordostwärts zwischen Gebüschen herunter sich windet, führte uns weit geschwinder, im angenehmen Schatten und unter der Harmonie der Waldsänger, zum Ziele.

Rennes, ein nicht sehr beträchtliches Dorf, liegt an der Loue, worüber eine schlechte hinfällige Brücke gebaut ist, um in die auf der andern Seite des Flußes liegenden Grundstücke zu kommen. Mit Recht giebt man diesem reissenden Strom den bedeutenden Namen. Er lauft alle Jahre zu einer fürchterlichen Höhe an, und wüthet dann in den wehrlosen Ebenen so schrecklich, daß große Strecken auf beyden Seiten seiner Ufer die Spuren seiner Verheerungen an sich tragen. Die Loue entspringt in verschiedenen Quellen aus der Mitte eines kahlen und steilen Felsens, beim Dorfe Ovin, welches ungefähr im Mittelpunkt des bergichten Theils der Provinz liegt. Sie fließt zwischen hohen Gebirgen bis auf Mouthiers, wo sie einen Wasserfall bildet und hernach zwey Bäche empfängt, davon der eine die Eigenschaft besitzen soll, das Gewicht der darein gelegten Steine zu vermindern, wenn man sie einige Zeit nachher herausnimmt und wieder wiegt; der andere aber diejenige, dasselbe zu vermehren, welches glaubwürdiger ist. Anderthalb Stunden unter Mouthiers schlängelt sie sich bei Willafans, einem beträchtlichen Flecken, durch ein sehr fruchtbares Thal, an dessen steilen Abhän-

gen ein sehr geschätzter Wein, so wie im Thale selbst vortreffliche Früchte wachsen sollen. Der Kräuterkenner erstaunt über die Pflanzen, die er ganz unerwartet in dieser sonst für kalt gehaltenen Provinz antrifft. Allein dieses Thal ist das Tempe der Franche Comté. Eine Stunde unter Willafans bespült sie die Mauern der Stadt Ornans, welche in einer lachenden, offnen, mit niedern Hügeln umgrenzten Gegend liegt. Man bewundert hier eine an der Straße von Besançon hervorsprudelnde Quelle, Puits de Brême genannt. Sie befindet sich in einer trichterförmigen Oefnung und ist sehr tief. Nach starken Regengüssen schwillt sie so stark an, daß die benachbarte Ebene davon überschwemmt wird. Mit dem Wasser sollen Fische, nehmlich Forellen und Aeschen, Ombres, Salmo Thymallus, ausgeworfen werden, die aber sehr mager sind, in der Loue hingegen bald fett werden. Unter Ornans und nicht weit von Chatillon vereinigt sich die Loue mit dem Lison, einem Fluße, von dem wir weiter unten reden werden. Hier läuft sie eine starke Strecke bis an Quingey durch ein sehr tiefes Bett, meistens zwischen, aufs sonderbarste geformten Kalkfelsen. Unter der Drathzieherey von Chatillon, unweit dem Dorfe Chenecey befinden sich die berühmten Grotten, in welchen man einen ganzen versteinerten Wald antreffen soll. Hier treibt die Loue auch Eisenhämmer. Bei Quingey kommt sie als ein ansehnlicher Strom aus den Bergen heraus, durch welche sie sich in steten Krümmungen gewunden hat, durchfließt das schöne Thal, welches auf der Ostseite von der ersten Bergstuffe des Jura, auf der Westseite von einer Hügelkette, die unmittelbar hinter Quingey aus jener Stufe sich absondert und unweit Arbois in der großen Ebene verliert, eingeschlossen wird, von Norden gegen Süden in einer Strecke von zwey Stunden bis Rennes, wen-

det sich dort auf einmal gegen Westen, um bei Pont durch eine Oefnung, die sie durch jene Nebenkette gebrochen hat, in die große Ebene zu gelangen, wo sie, von keinen Hügeln mehr eingedämmt, nach Belieben ihr Wesen treibt und gegen Südwest laufend sich zwischen Dole und Chaussin in den Doubs ergießt.

In diesem Fluße halten sich viel Fische auf, besonders vortreffliche Forellen, gute Hechte und Aale. Man findet auch Schleyen und Barsche darin. Ueberhaupt liefern die Bergseen, Bäche und Flüße und die Teiche der Provinz Fische im Ueberfluß. Die Bergwasser wimmeln von Forellen, ja sogar soll man, wie oben bemerkt worden, Aeschen in den Quellen antreffen. Die kleinern Flüße der Ebene enthalten Schleyen, Barsche, Hechte und Aalraupen, Lotes (Gadus Lota); die größern nebst diesen auch noch Karpfen, und im Doubs soll die Lamprete, Lamproy, Petromyzon marinus, und die Alse l'Alose, Clupea Alosa bis Besançon aus dem mittelländischen Meere hinaufsteigen, welches mir aber unglaublich vorkommt, und vermuthlich der erstere Fisch mit der Peikke, Petromyzon fluviatilis, der im Doubs eine beträchtliche Größe erreicht, verwechselt wird. Vor der Revoluzion gehörte die Fischerei meistens den Herrschaften und es wurde einige Ordnung darin beobachtet. Itzt aber fischt wer will, wie man will und wann man will und die Fische haben sehr abgenommen.

Im mittäglichen Theile des Departements des Jura, vormals zum Theil die Provinz Bresse, macht die Teichwirthschaft eine der Hauptnahrungsquellen der Einwohner aus. Vielleicht befinden sich in keinem Theil Frankreichs so viel Teiche. In der einzigen Gegend um Colonne zählt man ihrer achtzig, und man behauptet, daß die Hälfte dieser Provinz aus Teichen bestehe. Sie machen einen

Theil der Pachtungen aus, und der Pachter ist schuldig, alle sechs Jahre die Teiche abzuzapfen. Dieß geschieht im Winter. Im Frühling säet man Haber oder Türkenkorn, und nach der Erndte wird das Wasser wieder hereingelassen. Alle Teiche sind ordentlich eingedammt und mit Schleußen versehen. Man sezt meistens Karpfen und Hechte, seltener Schleyen und Barsche, am seltensten Aale.

Will man seine Teiche mit Karpfen und Hechten bevölkern, so muß man drey Teiche haben. Man rechnet hundert große Karpfen auf ein Journal. Zwey Roggenen, œuvées, auf einen Milchner, Lactue. Er laicht zweimal im nämlichen Jahr, und zwar im May und im August. Das zweite Jahr im Merz, das dritte Jahr wieder im Merz. Die Brut, feuille, wird in einen eigenen Teich gesetzt, wo sie aufwächst, und sobald sie etwas größer ist, Carpeau genannt wird. Als solcher wird er in den dritten Teich versezt, laicht daselbst, aber leer, wird gemästet und verkauft.

Man mischt immer einen Hecht unter zehen Karpfen, auf daß sich die leztern nicht zu sehr vermehren, und die übrigbleibenden desto größer und fetter werden. Will man sie aber in kurzer Zeit mästen, so sezt man die großen Karpfen in einen kleinen Weyer oder großen Fischbehälter, füttert sie reichlich mit Brod, und in vierzehn Tagen sind sie fett genug.

Man läßt diese zwei Fischarten bei einander bis der Teich abgezapft wird, da man sie dann verkauft. Sowohl die wieder frisch mit Wasser versehenen Teiche, als diejenigen, aus welchen man innert den sechs Jahren zu viel Fische herausgenommen hat, werden aus dem Teiche wieder bevölkert, der die Carpeaux enthält. Auf diese Weise werden alle drey Teiche nach der Reihe abgezapft, dienen ein Jahr als Äcker, und werden wieder mit Wasser angefüllt.

Wenn man die Teichwirthschaft mit Ordnung und Aufmerksamkeit betreibt, so gewährt sie ein sicheres Einkommen. Wenn man aber zu viel Hechte in die Teiche setzt, und Hanf darein legt, so stehen die Fische bald ab. Es giebt Gegenden, wie zu Oussieres, wo man ein Jahr um das andere den Teich als Acker, und dann wieder als Teich benuzt. Zu dem Ende kauft man nur so viele Carpeaux, die man ein Jahr drauf wieder verkauft. Diese Aecker werden nie gedüngt und tragen sehr viel ein. Allein alle diese Länder, wo die Teichwirthschaft so im Großen und auf diese Art getrieben wird, sind äusserst ungesund. Im fünfzigsten Jahr, wenn er es erreicht, sieht der Mensch wie ein abgelebter Greis aus, die Weiber haben auch in der Blüthe ihrer Jugend nichts Anziehendes, ihre bleichen Gestalten und hangenden Bäuche machen sie eher Gespenstern ähnlich; ja man behauptet, daß die Kinder das Fieber mit auf die Welt bringen, und daß es sie während ihrem ganzen Leben nie verläßt.

Der würdige Rosier sagt in seinem vortrefflichen Wörterbuch Tom. 4. S. 356. „Die Dörfer, welche zwischen solchen Teichen liegen, oder den Ausdünstungen derselben ausgesetzt sind, gleichen Hospitälern. Nur Gespenster schleichen dort herum, und führen ein elendes Leben. Todesbläße ruht auf ihrem Gesichte, und der Keim der Verwesung hat ihr Lebensprinzip durchdrungen. Vergebens wendet man alle Heilmittel an; sie erschöpfen ihre Kräfte und verzehren ihr kleines Vermögen. So lange die Grundursache des Uebels nicht gehoben wird, schaden Arzneien mehr als sie nützen. Nur die kühle Witterung lindert dasselbe. Unglückliche Gegend! Unersättlicher und übelverstandener Geiz schaffen dich zum verfluchten Acker. Wie kannst du bewohnt seyn?"

Doch laßt uns diesen traurigen Gegenstand verlassen

und zu unserm Spaziergang zurückkehren. In Rennes befindet sich das schöne, vormals herrschaftliche Schloß noch in sehr gutem Zustande. Noch gehört es seinem alten Herrn, der ruhig in Salins lebt. Bei diesem Dorfe fließt die Furieuse in die Loue. Wir wanderten von hier queer Feld ein gegen Osten auf Chapelle, mitten durch die fruchtbarste Ebene, die man sich vorstellen kann. Alle mögliche Kornarten, allerlei Futterkräuter und andere Feldfrüchte wechseln hier im buntesten Farbenkleide mit einander ab. Dieses Thal zwischen Quingey und Rennes gehört zu den schönsten und einträglichsten der Provinz, indem sich hier alle Produkte vereinigen. Auch ist es mit Dörfern und Höfen reichlich besezt und stark bevölkert. Schöne Landhäuser haben vor Zeiten den Reiz der Aussicht über dieses Thal noch mehr erhöht, allein während der Revoluzion wurden die meisten ein Opfer der allgemeinen Verheerung. Noch zeichnet sich dasjenige des Herrn Bouchet in Parois aus, wobei hauptsächlich der Garten zu bemerken ist. Es war der schönste in der ganzen Gegend, und ob ihn gleich der Besitzer, der durch die Revoluzion sein sehr einträgliches Amt als Aufseher über die Salzwerke, und also beinahe alle seine Einkünfte verloren hat, nicht mehr zu unterhalten vermag, wie er es verdient, so sieht man doch noch die Spuren seiner Pracht. Besonders fällt die Menge der Spalierbäume, en plein vent et en eventail gezogen, auf, welche auf einer angehängten bleyernen Platte die Art der Frucht anzeigen, die sie tragen. Eine Sammlung der herrlichsten Obstsorten, wo ein Pomolog in Einem Tage mehr lernen kann, als in einer ganzen Reihe von Büchern. Nicht weit von Parois auf der nehmlichen linken Seite der Loue sieht man in einiger Entfernung das Schloß Montfort, welches nebst drey um dasselbe herumliegenden Dörfern dem oben

schon bemerkten Grafen d'Eternoz gehörte. Eine seiner Töchtern hat verschiedene Grundstücke von der Nazion wieder gekauft und lebt nun äusserst eingezogen auf dem Schloße. Die Stadt Quingey, die zu oberst in diesem Thale an der Loue, über welche eine sehr schöne steinerne Brücke gebaut ist, liegt, ist klein und unbedeutend, eine wahre Landstadt, die nebst dem Landbau von dem starken Durchpaß lebt, der auf der großen Lioner Straße statt findet. Man trift hier auch einen sehr wohl eingerichteten Eisenhammer an. Jeder Reisende verwundert sich über den schönen öffentlichen Spaziergang, der hier längs der ruhig daher fließenden Loue angelegt ist, und verwundert sich noch mehr, daß ihn die Einwohner der Stadt unbesucht lassen. Wie vielmal habe ich mir diese herrliche Allee am schönen Fluße in Salins gewünscht, wo man die äusserst dürftigen Spaziergänge so zahlreich besucht.

Auch in Chapelle, wohin man von Rennes in einer kleinen halben Stunde gelangt, steht so ein zusammenfallendes, vormals dem Marquis von Germigney gehöriges Landhaus, mit einem verwüsteten Garten. Bauern haben dieses Haus von der Nazion gekauft, und glauben ihren größten Nutzen darin zu finden, alles, was nur einigen Geldeswerth besitzt, daraus zu veräussern, und das übrige dem Ruin preis zu geben. Eben so sieht man von diesem Dorfe aus gegen Morgen auf der Spitze eines flachen Hügels das Dorf By, ebenfalls mit einem verwüsteten herrschaftlichen Schloße versehen. Alle diese Beyspiele führe ich nicht deswegen an, weil ich dem Volke die Befreiung von dem Drucke herrschaftlicher Rechte mißgönnte, weil mir der Anblick des in seinem Stolz einherfahrenden Adels und des in seiner knechtischen Demuth kriechenden Volkes angenehmer wäre, als eine gesetzmäßige Gleichheit, wo der Adel dem Volke, und das Volk dem Adel dieje-

nige Achtung erweiset, die beiden Ständen zukommt. Eben so wenig bedaure ich die Zerstörung dieser prächtigen Landhäuser und Gärten deswegen, weil die Schönheit der Gegend und der Aussicht darunter gelitten hat. Wie konnte man sich an einer solchen Aussicht ergötzen, wenn neben himmelansteigenden Pallästen, von herzlosen Schwelgern bewohnt, niedrige zusammenfallende Hütten die Armuth und das Elend des Volkes verkündeten. Nein, mich ärgert, daß durch diese Zerstörung der Wohlstand des Volkes wenig oder nichts gewonnen zu haben scheint, daß man bei einer so zwecklosen Verwüstungswuth die Humanität und die Verfeinerung eines aufgeklärten Volkes ganz vermißt, und sich in die Zeiten der Hunnen und Alanen versezt glaubt.

Nun hätten wir von Chapelle wieder gerade auf Salins zurückkehren können, allein man hatte uns so vieles von der prächtigen Aussicht erzählt, die man auf der Spitze des Poupet genieße, daß wir uns entschlossen, diesen Berg noch zu besteigen, und mit dieser Augenweide unsere Wanderung zu beschließen.

Anstatt gegen Süden, wandten wir uns gegen Osten und eilten durch sehr schöne Weingärten einem engen Thale zu, welches unmittelbar zum Poupet leitet. Bald schließen die mit Gebüsche bewachsenen Seiten des Thales sich so nahe aneinander, daß nur Raum für einen kleinen Waldbach und die Straße bleibt. Allmählig erhebt sich dieselbe und in Zeit einer halben Stunde eines sehr einsamen Spaziergangs erreichten wir eine Mühle, welche das daselbst auf beiden Seiten etwas felsigte Thal schließt. Die Straße wendet sich links in ein anders Thal, welches vermuthlich auf By führet. Wir aber giengen durch die Mühle durch, und stiegen auf der andern Seite durch einen etwas steilen Fußweg durch Wiesen bis auf eine Fläche

herauf, wo sich das Thal in zwey Arme theilt, und sich der Berg zwischen beyden erhebt. Durch das Thal rechter Hand, welches gerade gegen Süden läuft, kommt man auf St. Thibault, durch dasjenige linker Hand, gegen Osten streichend, auf Yvraie. Beide Thäler sind wohl angebaut, voll der schönsten Aecker und Wiesen, und die Dörfer tragen das Gepräge eines gewißen Wohlstandes an sich; so daß man sich in dieser stillen abgesonderten Berggegend recht wohl befindet. Auch in Yvraie bemerkten wir zwei vollkommen erhaltene Landhäuser, die ihren vorigen Herren noch gehören. Von Yvraie stiegen wir auf der linken Seite des Thals den Hügel hinan auf einen Bergrücken, von welchem zwei Thäler gerade gegen Norden herunter laufen, und an deren Ausgang sich bei dem einen das Dorf Bartarand, bei dem andern Myon zeigen. Wir folgten dem Bergrücken hinan und traten nun in einen großen sehr weit ausgedehnten Wald, der theils den nordöstlichen Theil des Poupet bedeckt, theils aber sich über das eine östlicher gelegene eben bemerkte Thal, und noch über dasselbe weit gegen Nordosten verbreitet. Auch dieser ungeheure Wald gehört der Nazion und ist allein, wie beinahe alle um Salins herum, den Bedürfnissen der Salzwerke gewiedmet. Auf daß man bequem in diesen Wald kommen könne, ist eine Kunststraße von der Hauptstraße von Salins auf Ornans durch den ganzen Wald angelegt worden. Selten habe ich in diesem Lande so vielerlei Holzarten in einem Walde bei einander angetroffen als in diesem, ich bemerkte folgende:

Quercus robur. Die Traubeneiche. Chêne commun.

Quercus fœmina. Die Stieleiche. Chêne à feuilles vernales.

Fagus sylvatica. Die Mastbuche. Hêtre.

Fraxinus excelsior. Die Esche. Le Frêne.

Populus tremula. Die Zitterpappel. Le Tremble.

Acer campestris, der kleine deutsche Ahorn. Erable commun, wird in diesem Wald sehr groß, seiner Art nach.

Acer pseudo - platanus. Der Ahorn. Erable blanc de Montagne ou faux Sycomore.

Carpinus betulus. Die Hagenbuche. Charmille.

Tilia europaea. Die Sommerlinde. Tilleul.

Sorbus aucuparia. Der Vogelbeerbaum. Sorbier pute. Wird groß.

Pyrus pyraster. Der Holzbirnbaum. Le Poirier sauvage.

Pyrus malus sylvestris. Der Holzapfelbaum. Le Pommier sauvage.

Der wilde Kirschenbaum. Mérisier à fruit doux.

Uebrigens bemerkt Lequinio im 2ten Theile seines Werks, Seite 498 noch folgende, im Departement wild wachsende Bäume und Gesträuche; dazu ich die Linneischen Benennungen gesetzt habe.

Ormeau. Orme. Ulmus campestris. Nur auf der Ebene und selten.

Chéne rouge. Quercus rubra. Nur im Wald von Chaux.

Peuplier blanc. Populus alba.

Bouleau. Betula alba. Mehr auf der Ebene, selten höher.

Neflier. Mespilus germanica.

Bourdaine. Rhamnus frangula.

Noisetier. Corylus avellana.

Sureau noir. Sambucus nigra.

Obier. Viburnum opulus. Auch nur auf der Bergebene.

Viorne. Viburnum lantana.

Buis. Buxus semper virens. Nur auf der mittlern und obern Region.

Epine noir. Prunelier. Prunus spinosa.

Bois de Ste. Lucie, Mahaleb. Prunus padus. Auf den Bergen.

Chevrefeuille. Lonicera peryclimenum.

Bois gentil. Laureole. Daphne mezereum.

Garou. Laureole. Daphne cneorum.

Alizier. Crataegus aria.

Epine blanche. Aubepine. Crataegus oxyacantha.

Epine vinette. Berberis vulgaris.

Vaccin. Vermuthlich Vaccinium mirtillus. Nur auf den Bergen.

Cornouiller. Cornus mascula.

Cythise faux Ebenier. Cythisus laburnum.

Houx. Ilex aquifolium.

Houx frelon. Fragon. Ruscus aculeatus.

Genet. Spartium scoparium. Von diesem giebt es mehrere Arten.

Genievre. Juniperus communis.

Fusain. Evonymus europaeus.

Groseiller à maquereau. Ribes uva crispa.

Groseiller à grappe, à fruit rouge. Ribes rubrum.

Framboisier blanc } Rubus idacus.
Framboisier rouge }

Guy. Viscum album.

Troéne. Ligustrum vulgare.

Saule blanc. Salix alba.

Marceau. Marsaule. Salix caprea.

Osier jaune. Salix vitellina.

Osier bleu. Salix viminalis.

Osier gris. Diese Weidenart habe ich nicht gefunden noch gesehen. Sie soll sich mit den zwey obigen nur in den bergichten Gegenden befinden.

Dieser Wald an dem Poupet wird durch viele Quellen

bewässert, und man hält ihn für einen der beßten im Departement. Ueberhaupt sind wenige Theile Frankreichs so reichlich mit Waldungen versehen, wie das Departement des Jura. Lequinio, der als Forstbedienter dieses am beßten wissen konnte, versichert, daß sich in demselben 200,000 Arpens Waldungen befinden, jedes Arpent zu 48400 Quadratfuß, davon 87716 Arpens, 34 Perches der Nation, und 88216 Arpens, 33 Perches den Gemeinden, das übrige Privatpersonen gehören. Der ungeheure Wald von Chaux ist dabey nicht mitgerechnet. Er liegt schon im Departement des Doubs, obgleich nur drey Stunden von Salins. Er soll allein 38000 Arpens messen und gehört ganz der Nation. Um überall mit Bequemlichkeit in denselben dringen zu können, hat man gerade Alleen darin ausgehauen, so daß er die angenehmsten Spatziergänge darbietet. Es befinden sich eine Glashütte und verschiedene Schmelzöfen darin. Hauptsächlich dient er zum Gradirwerk bey Arq, von dem wir im zweyten Theile handeln werden.

Sobald man das Ende des Walds an dem Poupet erreicht hat, so befindet man sich auf der Hauptstraße, welche von Salins auf Ornans führt. Um aber auf die Spitze des Berges zu gelangen, schlägt man sich rechts dem Wald nach herauf, über einer großen Pachtung, welche dem Hospital in Salins gehört. Dann erhebt sich der Weg im Zickzack durch eine steinigte Weide, mit kurzem Gebüsche bewachsen, durch welche sich ein Bächlein rauschend hinabstürzt. Nach einer halben Stunde eines beschwerlichen Steigens, befindet man sich an einer großen Wiese, von jenem Bächgen bewässert. Am südwestlichen Saum derselben steht unter einem kegelförmigen, mit Gebüsche und Bäumen malerisch bewachsenen Kalkfelsen, ein Haus mit weitläuftigen Stallungen, zu einer beträchtlichen Pachtung eingerichtet. Wenige Schritte unter dem Hause entspringt

das Bächgen als eine sehr starke Quelle, und giebt dieser Besitzung einen großen Werth. Die Wiese dehnt sich rechts ob dem Walde weit aus, links aber steigt man durch ein Thälchen weiter hinauf, dessen Schooß durch einen großen Acker gebildet wird, in welchem Haber und Gerste eben geerndtet worden war. Die Abhänge des Thälchens bestehen aus Weide, über welche wir endlich zu einem großen ebenen Einfang kamen, der als fette Wiese und Acker benutzt wird. Die Anhöhen um denselben herum dienen aber als Weide. An der südlichen Grenze dieser Ebene stößt man wieder auf ein großes Gebäude, ganz nach Art der anderswo beschriebenen Granges gebauet. Weiter gegen Südwesten senkt sich ein breites Thälchen gegen Süden, dessen Fläche aus Aeckern und Wiesen, der Abhang gegen Osten aus einem felsigten Wald, derjenige aber gegen Norden aus einer sich sanft erhebenden und weit ausdehnenden Weide besteht. Alle diese Grundstücke und Weiden, alle Gebäude, und überhaupt der ganze obere Theil des Berges, der bald Ebenen, bald Thäler, bald sich weit erstreckende Kämme und waldigte Abhänge bildet, gehören zusammen und machen eine einzige sehr beträchtliche Pachtung aus. Vor der Revolution war sie das Eigenthum eines Adelichen, ward aber in den ersten Jahren derselben von der Nation um sechszehn tausend Livres in Papier verschiedenen Privatpersonen verkauft. Also nicht einmal um die Hälfte des Werths. Nun hat ein Bauer das ganze um sechszehn hundert Livres jährlichen Zins gepachtet. Dieser Bauer wohnet während dem Winter im weiter unten gelegenen Haus, den Sommer aber bringt er in der Grange zu. Den ebneren Theil des Berges und den fruchtbarern benutzt er zur Hälfte als Acker und zur Hälfte als Wiese. Er säet Waitzen, Gerste, Haber und Erbsen. Er düngt nur die Aecker, läßt sie aber nach drey Jahren

wieder zu Wiesen werden, und kehrt dann die Wiesen um. Auf den weitläuftigen Weiden erhält er den Sommer durch vier und zwanzig bis dreyßig Kühe, ein Dutzend Ochsen, die er mästet, und nicht wenig Schaafe, Ziegen und Schweine. Er verfertigt ziemlich viel Käse, und besteht bey nicht zu trocknen Jahren sehr gut. Schade, daß sich ein Theil des Berges nicht höher erhebt, denn als Weide betrachtet ist er zu zahm, so daß noch Hanf und allerley Gemüse neben dem obern Gebäude gedeihen. Wir haben schon bemerkt, daß er nicht viel mehr als tausend Fuß über Salins erhaben seyn mag. Indessen gehört er doch unter die höchsten Berge der Gegend, und wer an einer prachtvollen Aussicht sich weiden will, der begebe sich auf die südwestliche Spitze desselben.

Hier liegt sie ausgedehnt vor den Augen des Zuschauers, die unermeßliche Ebene, deren Grenzen sich im Blau des Horizonts verlieren. Der Reichthum der Gegenstände gestattet keine Beschreibung, und wir wollen uns auch in keine einlassen, sondern uns nur mit einigen Bemerkungen begnügen. Hier übersieht man mit einem Blicke die schrecklichen Verheerungen der Loue in der großen Ebene, davon ganze Strecken die traurigen Spuren ihrer Wuth an sich tragen. Man kann nicht begreifen, wie in einem mächtigen Staate, wo man sonst so große Summen an Straßen, Brücken, Kanäle und öffentliche Gebäude, wie vielmal verschwenderisch, wendete, man nie auf den Einfall kam, diesen Fluß einzudämmen, und das kostbarste, fruchtbarste Land dem Ackerbau zu sichern. Man konnte hier keine Unmöglichkeit, weder in Ansehung der Materialien, noch der Mittel, vorschützen. Große Kalkhügel liegen in der Nähe. Man hatte Geld genug, das hier an der Loue selbst liegende Gradirwerk zu Arq, besonders die dazu gehörigen Gebäude, mit königlicher Pracht aufzubauen. Sechs-

zehnmal hunderttausend Livres wurden dazu hergegeben. Alle Kenner behaupten, daß mit der Hälfte dieser Summe der nämliche Endzweck wäre erreicht worden. Hätte man doch die andere Hälfte zu jenem weit nützlicheren Werke verwandt, den reißenden Strom einzuschränken, und so vielen armen Unterthanen Eigenthum und Unterhalt zu schützen.

Sehr mahlerisch stellt sich hier die ganze Kette der Hügel dar, die theils die erste Stufe des Jura bezeichnen, theils dieselbe vor der Ebene verbergen. Das Gemische von waldigten Hügeln, kleinen grünenden Thälern, mit blinkenden Bächen, weit ausgedehnten Weinhügeln, durch zackige oder durchhöhlte Kalkfelsen hie und da unterbrochen, von halb versteckten Dörfern und Weilern, und der auffallende Anblick einer beträchtlichen Stadt, wie Salins, in einem engen, von allen Reizen entblößten Thale, gewährt ein angenehmes Schauspiel. Doch mit größerm Interesse hängt man am Gemälde, welches sich gegen Osten und Südosten darbietet. Die stufenmäßige Erhebung der Gebirge, im Vordergrund, theils die oft benannte Bergebene, mit Wäldern und Fluren bunt bekleidet, theils ein Labyrinth von Thälern, hinter ihr ein Kreis von Hügelspitzen, mit dem melancholischen Gewande dichter Tannwälder behangen, und meistens mit Ruinen alter Schlösser bekrönt; auf der Ostseite begrenzt von den kahlen Gipfeln des höchsten Kammes des Jura, gegen Südosten hingegen belebt von den silbernen Spitzen der stolzen Fürsten der Alpen des Montblancs, des Bernhards und andern mehr, welche nicht nur über die Mirmidonen des Jura, sondern sogar über seine erhabensten Gipfel über die Dole und den Noirmont emporragen.

So genau als auf der Spitze des Poupet kann man beynahe die ganze Grafschaft Burgund nirgends übersehen.

Nirgends bietet sich eine bessere Gelegenheit dar, allgemeine Betrachtungen über diese Provinz zu machen. Es ist bekannt, daß dieselbe immer als einer der unfruchtbarsten Theile von ganz Frankreich gehalten wurde, daß sie wirklich zu denjenigen gehörte, in welchen am wenigsten Handlung getrieben wurde, und in welcher wenig Fabriken und Manufakturen blühten. Arthur Young in seinem sehr geschätzten Buche *) fällt kein günstiges Urtheil über den Zustand derselben, allein es scheint, er habe nur den nördlichen und nordwestlichen Theil derselben von L. Isle auf Besançon und von Besançon auf Dole durchreiset, und kenne also die übrigen weit größern und zum Theil bessern Gegenden derselben nicht. Weil seine Bemerkungen denjenigen Strich betreffen, von dem ich bis itzt nichts gesagt habe, so werde ich sie hier ausheben, um meine Nachrichten über diese Provinz zu vervollständigen.

Im zweyten Theil, Seite 294.

„Ein Journal schlechter Acker giltet nur 50 Livres, „allein die von der beßten Art werden bis 1500 Livres „bezahlt. Dieses wären die zwey äußersten Preise, der „Mittelpreis also 500 Livres.“

„Eine Ouvrée Acker (der achte Theil eines Journals,) „trägt von zwey bis fünf Mesures Waitzen, jede Mesure „wiegt vierzig Pfund. Drey Mesures machen zwanzig „englische Metzen.“

„Die Grundstücke tragen auf der Ebene und in den „fruchtbaren Thälern vier vom Hundert, auf der Bergebene „aber und in den Gebirgen nur zwey und ein halbes vom „Hundert ein. Zu Orchamps, einer der fruchtbarsten Gegenden der Provinz, giltet ein Journal 700 Livres.“

*) Arthur Young Voyages dans la France, pendent les Années 1787, 1788, 1789 et 1790. 3 Vol. 8.

„Alles was ich in der Franche Comté gesehen habe, ist „schlecht angebaut. Die Brache allgemein im Gebrauch. „Das Korn schlecht, und wo dasselbe auch besser aussieht, „doch die Landwirthschaft überhaupt schlecht eingerichtet. „Die Pflanzungen von Türkenkorn geben den Feldern ein „schönes Ansehen, allein sie sind weder sauber noch gut an„gelegt, und oben drein mit Hanf vermischt.“

Seite 372. Steinigter Boden.

„Aus diesem schlecht angebauten Theile des König„reichs, in welchem man so wenig Interessantes für die „Landwirthschaft sehen kann, finde ich in meinen Bemer„kungen nichts, als die Einführung des Kartoffelbaues, „welcher nun auch einen Hauptzweig der Landwirthschaft „ausmacht. Man pflanzet nun in Lothringen und in der „Grafschaft Burgund dieses Gewächs häufiger als sonst im „ganzen übrigen Frankreich. In allen Provinzen, in „welchen noch so viel uneingezäunte, der allgemeinen „Atzung unterworfene Grundstücke sich befinden, beobachtet „man folgende Pflanzordnung: Roggen, Gerste und Haber, „Brache. Es ist die schlechteste Methode, und eine Schande „für die, die sie befolgen. Auch gehören die Länder, wo sie üblich „ist, zu denjenigen, die am elendesten angebaut sind, und „die auch in diesem Zustande bleiben werden, so lange „man die Grundstücke nicht mit Befriedigungen versieht.“

Man wird aus meinen eignen Bemerkungen zur Genüge ersehen haben, daß ich die Art, wie die Landwirthschaft in demjenigen Theil der Provinz, den ich durchwanderte, betrieben wird, eben nicht sonderlich rühmen konnte. Allein, sie so tief herunterzusetzen, wie Young, dies hätte ich nicht thun können, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Wenn man den Himmelsstrich, die Natur des Bodens und die Lage in Betrachtung zieht, so steht sie doch nicht auf der untersten Stufe. Auch hat die Regierung wenig oder nichts

gethan, ich nehme die Erbauung der Kunststraßen aus, um ihren Zustand zu verbessern. Obgleich die Provinz von einigen Strömen, als der Saone, dem Doubs und dem Ain, und einigen Flüßen, als dem Oignon, der Loue und der Seille bewässert ist, so dienen ihr dieselben sehr wenig zur Ausfuhr ihrer Produkte, und an der Leichtigkeit, diese zu bewerkstelligen, fehlt es ihr hauptsächlich. Schon lange hat man die Möglichkeit eingesehen, den Doubs bis Besançon, ja vermuthlich bis Montbeillard schiffbar zu machen; schon lange haben es alle wahren Patrioten gewünscht und begehrt: allein die Besitzer der Mühlen und anderer Wasserwerke am Doubs, die durch ihre Wasserdämme alle Schiffahrt unmöglich machen, und meistens aus reichen und mächtigen Personen bestehen, haben diesen guten Absichten immer Hindernisse in den Weg gelegt, und das allgemeine Wohl ihrem Privatnutzen aufgeopfert. Man hat auch schon die Möglichkeit dargethan, den Doubs vermittelst der Ill mit dem Rhein zu vereinigen; dieser Plan aber konnte aus militärischen Rücksichten nicht ausgeführt werden. Seit einem Jahre aber soll ein Kanal zwischen dem Doubs und der Saone wirklich zu Stande gekommen seyn, ich habe aber noch keine bestimmte Nachrichten darüber. Erst dann wird diese Provinz einen beträchtlichen Grad von Wohlstand erreichen, wann durch zweckmäßig angebrachte, inländische Schiffahrt, die überflüssigen Erzeugnisse auf eine leichte und bequeme Art verführt werden können.

Nach Lequinio Aussage soll die Volksmenge in diesem Theile Frankreichs seit der Revolution zugenommen haben. Laut allen Berichten, die ich eingezogen habe, mögte ich das Gegentheil behaupten.

Man gab dieser Provinz vierzig französische Lieues in die Länge und zwanzig in die Breite, 800,000 Einwohner, wovon sich 40,000 allein in Besançon befunden haben

sollen. Sie enthält 3000 Gemeinden und 500 Herrschaften. Nun aber rechnet man auf das Departement du Doubs 216,878, auf das Departement der Haute Saone 287,439, auf das Departement des Jura 284,460 Seelen, welche zusammen 788777 Seelen ausmachen. Man kann aber diese Berechnung nicht sehr genau machen, indem das Departement des Jura etwas von der vormaligen Provinz Bresse bekommen, und das Departement de la Haute Saone auch nicht nur aus dem nördlichen und nordwestlichen Theil der Provinz besteht, doch ist die Bevölkerung um ein beträchtliches geringer als zuvor. Unter der königlichen Regierung standen die Menge der Herrschaften, der Geistlichen und Klöster, die Leibeigenschaft, die unglaubliche Bigotterie und Unwissenheit, dem Aufblühen des Landes sehr im Wege. Nun da diese Hindernisse alle gehoben sind, sollte man über die Geschwindigkeit erstaunen, mit welcher sich dieses Land emporschwingen wird. An Arbeitsamkeit, Gewandtheit und Beharrlichkeit fehlt es den Einwohnern nicht, und man hat schon Beyspiele vor Augen, daß sie das Ihrige gern thun, um ihr Vaterland in einen blühenden Zustand zu versetzen, wenn sie durch weise Gesetze regiert, nicht zu sehr gedrückt und von der Regierung bey nothwendigen und öffentlichen Anstalten unterstützt werden. Der Kornbau, der Weinbau, die Viehzucht, die Eisenerze und die Salzquellen, müßen dem Lande bey einer einsichtsvollen Behandlung große Schätze einbringen, wenn der Verkehr erleichtert wird. Die benachbarte Schweiz kann ohne das Korn, den Wein, das Eisen und das Salz der Franche Comté beynahe nicht seyn. Sollte es möglich seyn, daß sie sich je von den fast unheilbaren Wunden, welche ihr die unglückliche Revolution geschlagen hat, wieder erholen sollte, so wird die Franche Comté den Vortheil davon bald empfinden. Eben so groß wird derjenige

seyn, den sie durch den leichtern Vertrieb der Produkte der Viehzucht, ihrer Holz- und Industriewaaren, in die benachbarten Provinzen Frankreichs, besonders in die mittäglichen einerndten wird. Betriebsamkeit, Bevölkerung und Wohlstand wird zusehends zunehmen, und eine zuvor im ganzen Reich gering geschätzte Provinz wird sich nicht mehr schämen dürfen, neben ihren Schwestern unbemerkt zu liegen.

Lange verweilten wir uns bey diesen angenehmen Aussichten, zu denen uns das herrliche, vor uns liegende Gemälde den Stoff anbot. Der herannahende Abend nöthigte uns unsern Heimweg anzutreten. Ein sehr felsigter Weg führte uns zuerst durch die hohe Felswand, die daselbst den Gipfel unterstützt, auf eine trockene Weide und bald nachher ins Dorf St. Thibault. Von dort eilten wir zuerst durch Aecker, dann durch sehr steinigte Weingärten, die aber einen sehr guten Wein hervorbringen, auf Salins zu, um von unserer Pilgerschaft auszuruhen.

Spatziergang zu den Quellen des Lisons.

Ein Offizier, der sich schon seit einigen Jahren in Salins aufhielt, und unsre Neugierde, alles Merkwürdige des Landes zu sehen, bemerkte, rühmte uns das auffallend Schöne der Gegend, und das Sonderbare der Stelle, wo der Lison entspringt dermaßen, daß wir uns entschlossen eine Wanderung dahin anzutreten, und was auf dem Wege Sehenswürdiges aufstoßen möchte, mitzunehmen.

Man geht über Cernans dahin, anstatt aber der Heerstraße zu folgen, schlugen wir uns bey einer Brücke, die noch vor dem Dorfe Blegny steht, links, und gien=

gen dem Bache entlang neben Weingärten, die daselbst die Ostseite des Thals bekleiden. Auf einmal hören diese auf, Gebüsche treten an ihre Stelle, und eine mehr als hundert Fuß hohe Felsenwand macht plötzlich dem Thal ein Ende, und bildet eine auf drey Seiten eingeschlossene Einöde. Schon vor mehr als sechs hundert Jahren hatte sich eine fromme Seele daselbst eine Einsiedeley gebaut, und es entstand, wie gewöhnlich, ein Kloster daraus, welches unter dem Namen Gouailles bekannt wurde, und von regulirten Chorherrn des Augustiner-Ordens bewohnt war. Zu einem einsamen, von allen weltlichen Freuden abgesonderten und religiösen Betrachtungen geweihten Leben, war dieser Aufenthalt allerdings geschaffen. Bald aber mochte dieser zu natürliche Wohnsitz den nach und nach zahmer gewordenen Mönchen mißfallen haben. Das Kloster wurde in neuem Stile aufgebaut, der rauschende Bach, der zuvor keine Fesseln kannte, in einen gewölbten Kanal eingeengt und bedeckt, und vor dem Kloster die ganze Fläche des Thales zum prächtigen Garten umgewandelt, durch dessen Mitte eine gerade, mit geschnittenen Buschhecken eingefaßte, und mit schattigten Linden auf beyden Seiten bepflanzte Einfahrt angelegt wurde. So wurde der Fremde, der da in dieses Thal, welches der Einsamkeit gewiedmet scheint, einen Spatziergang vornahm, auf einmal durch diese künstlichen Anlagen überrascht, die er nie da erwartet hätte. Nur hinter dem Kloster fand man die Natur wieder zum Theil durch Kunst erhöhet. An den Ufern des bey trockenem Wetter, am Fuß des Felsen sanft hervorsprudelnden, nach starken Regen aber über die Felsenwand schäumend herunterstürzenden Baches, wurden kleine Wäldchen gepflanzt, in deren Schatten man bald den im Zorne brausenden, bald in sanftem Plätschern vorbeyhüpfenden Bach bewundern konnte. Der Genuß der schönen Natur und die

Nähe der Stadt machten diesen heiligen Ort zu einem nicht unangenehmen Aufenthalt. Der Nutzen aber, den diese Müßiggänger der Menschheit zollten, mochte gering genug gewesen seyn, denn schon unter der königlichen Regierung fand man für gut dieses Kloster eingehen zu lassen, und die Mönche in dasjenige von Poligny zu stecken. Hauptsächlich aber seit der Revolution ist es dem Verderben geweiht worden. Die Nation verkaufte es dem ersten, beßten, und dieser, um die geringe, dazu noch in Papier bezahlte Summe, bald wieder einzuerndten, riß mit gleichgültigem Herzen den ehrwürdigen gothischen Dom ein, der so viele Jahrhunderte der Zeit Troz geboten hatte, verkaufte die Materialien, plünderte das Kloster und den Garten von allem, was nur einigen Werth haben konnte, und überläßt das Uebrige der Verwesung. Sonderbare Empfindungen erregt der Anblick dieser Gegend im Schatten jener Wäldchen. Wenn eben der Bach trüb und schäumend über den zackigen Fels herunter tobt; wenn der Wind die Gebüsche, die hangenden Ranken bewegt, die den Fels hin und wieder kleiden; wenn das Auge von diesem Gemälde sich auf die Ruinen der Kirche wendet, von der noch einige trozige Bögen den Zerstörern entgangen sind, und izt noch die gefallene Schönheit verkünden; wenn es von diesen auf das verlassene Kloster übergeht, voller Risse und Sprünge, vor dessen dumpfen, öden Gängen es zurückbebt, und schleichende Gestalten drohender Mönche zu erblicken wähnt; wenn es dann auf den verwilderten Garten blickt, in dessen Mitte das künstliche Gewölbe, unter welchem der Bach durchgeführt wurde, eingestürzt ist: — was soll man von diesem Greuel der Verwüstung denken? Zuerst eine Wildniß der Natur, dann der ärmliche Wohnort einfaltsvoller Frömmigkeit, nach diesem die prächtige Behausung des reichen und unnützen

Müßiggangs, itzt wieder Ruinen und Zerstörung. Nistet sich nach und nach wieder ein menschenscheuer Einsiedler dahin, oder wandelt es vielmehr der aufgeklärte, menschliche Fleiß zu segenreichen Weingärten und üppigen Fluren um?

Wir verliessen den melancholischen Ort, und erreichten durch einen, zwar steilen aber abkürzenden Fußsteig, bald wieder die Hauptstraße und das vorn auf der Bergebene liegende Dorf Cernans. Hier suchten wir einen Wegweiser zu den Quellen des Lisons, und gleich im ersten Hause, bey dem wir uns meldeten, erbot sich ein freundlicher Mann dazu. Vor der Revolution hatte er sich in Besançon als Advokat aufgehalten; nun aber lebte er hier in der Stille, um sich ganz dem Landleben und den Wissenschaften zu wiedmen. Unter dem wenig versprechenden Dache hätten wir den angenehmen und sehr aufgeklärten Bewohner nicht gesucht. Wie sehr wurde durch seine lehrreiche Unterhaltung das Vergnügen des herrlichen Spatzierganges erhöht. Manche unscheinbare Hütte enthält in den abgelegensten Gegenden Weise, die sich von der Welt ganz zurückgezogen haben, und sich dreyfach glücklich preissen, von derselben vergessen zu seyn. Für solche war freylich der Schauplatz der Revolution nicht.

Cernans ist ein unbeträchtliches Dorf von ungefähr hundert Bürgern bewohnt, welches vor der Revolution zu den königlichen Dörfern gehörte. Es hatte nämlich das beneidenswürdige Glück, von keiner andern Herrschaft als von derjenigen des Königs zu wissen; waren einmal die königlichen Abgaben bezahlt, so waren keine Blutsauger da um den Bewohnern noch das Uebrige zu nehmen. Dergleichen Dörfer haben durch die Revolution mehr verloren als gewonnen, da sie dermalen der Nation mehr bezahlen als zuvor dem König. Vielleicht daß bey anhaltendem

Frieden und bey zunehmendem Wohlstand des Reichs, die während dem Kriege gemachten sehr harten Auflagen gemildert werden. Auch hier hat man, wie beynahe überall in diesem Lande, die Gemeinheiten ausgetheilt. Man versprach sich die größten Vortheile davon. Wirklich gaben die so lange ausgeruheten Erden die reichlichsten Erndten, der arme Bauer bekam mehr Nahrungsmittel, und der zuvor äußerst lästige Bettel nahm zusehends ab. Jeder erhielt nun ein kleines Eigenthum, und es verbreitete sich eine Art von Wohlstand. Es ist nur die Frage, ob ein dauernder Vortheil damit verbunden seyn wird, wenn die dermalige Einrichtung in der Landwirthschaft bleibt? Bald werden diese neuen Aecker ausgesogen seyn, wenn sie nicht gedünget werden, und wo soll der Bauer den Dünger in einem Lande hernehmen, wo derselbe sonst so selten ist. Hilft ihm die Natur nicht mit Mergel und Gipsgruben, so werden diese Aecker wieder so unfruchtbar als zuvor werden, wie sich wirklich schon Spuren davon zeigen. Durch den Verlust der Gemeinweiden hat die Viehzucht ohnedem abgenommen, weil man keine andere Einrichtung in der Anpflanzungsart getroffen hat. Wenn es der Regierung darum zu thun gewesen wäre, nicht nur das Alte umzustürzen, sondern auch etwas Neues, Gründliches und Nützliches einzuführen, so hätte sie mit der Erlaubniß der Austheilung der Gemeinweiden auch den Befehl ertheilen sollen, die Anpflanzungsordnung anders, und zwar so einzurichten, daß mehr Stallfütterung eingeführt und mehr Dünger gewonnen worden wäre, das heißt, sie hätte den Anbau der Futterkräuter, besonders der Esparsette, die auf solchen dürren Gegenden vortrefflich gedeiht, anempfehlen sollen.

Von Cernans führte uns unser Wegweiser queer Feld ein gegen Südosten einem Walde zu, der obiger Gemeinde gehört, und wie beynahe alle Wälder dieser Art größten-

theils ausgehauen ist. Man sieht nur noch Gebüsche. Am meisten haben die Wälder seit der Revolution gelitten. Der Bauer glaubt, ihm sey nun alles erlaubt, und anstatt diesem verderblichen Wahne entgegen zu arbeiten, bestärkten ihn die damaligen Machthaber darin. Bald erreichten wir ein kleines, von niedern Hügeln gebildetes Thälchen, in welchem sich von Abstand zu Abstand seiner ganzen Länge nach ziemlich tiefe, trichterförmige Einsenkungen befinden. Ich kann diese nur dem Einsturz unterirdischer Höhlen zuschreiben, von welchen die Bergebene ganz durchbohrt zu seyn scheint. Wir durchschnitten das Thälchen queer und kamen über die rechte Seite der Hügel in eine Gegend, deren Vordergrund eine gegen Osten und Süden abhängige Wiesenfläche, der Mittelgrund ein tiefes, waldigtes Tobel, der Hintergrund aber ziemlich hohe Hügel bilden, zwischen welchen man auf beyden Seiten eine Aussicht in labyrinthische Thäler hat. In das waldigte Tobel drängt sich ein hoher bastionmäßiger Felsen, auf allen Seiten senkrecht abgeschnitten, und nur von der abhängigen Wiese durch einen schmalen Kamm zugangbar. Herrliche Lage für ein Raubnest, welches auch dem Kennerauge alter Ritter nicht entgangen war. Noch erblickt man die Trümmer der berühmten Burg Ste. Anne, in jenen Zeiten unüberwindlich, besonders weil sie eine sehr starke Besatzung fassen konnte. Nicht um den Rest dieses alten Schlosses anzustaunen, dessen Zerstörung zu den nützlichern Trophäen Ludwigs des Vierzehnten gehört; sondern um der schönen Aussicht zu genießen, begaben wir uns dahin. Auf der Westseite liegt das tiefe, waldigte Tobel, dessen finstrer Anblick durch die Ruinen des Klosters Migette vermehrt wird. Auf der Ostseite wird man durch den Anblick eines einsamen Wiesenthales, durch welches sich der stille Lison weilend schlängelt, und nachdem er das friedliche Dorf

Nans bewässert hat, durch eine enge Bergspalte verschwindet, überrascht. Hohe, waldigte Berge schließen diese reizende Gegend ein, und weit erhebt sich über seine Mitbrüder der Montmahaut, nach Sitte des Landes, mit gewaltigen Ruinen eines alten Schlosses auf seiner Spitze. Wir stunden ob der Quelle des Lisons, denn aus dem Fuß des Felsens entspringt er. Allein um diesen zu erreichen, hatten wir ein gutes Stück Arbeit vor uns. Man muß zuerst in das waldigte Tobel hinunter, und erst von diesem in das noch weit tiefer liegende Thal von Nans, um den cilinderähnlichen Fels herum. Ein steiler Fußweg leitete uns zu den Ruinen des Klosters Migette, zu unterst im Tobel gebaut. Es war ein adeliches Frauenzimmerstift vom Orden der heiligen Clara, wo man Adelsproben von acht Ahnen ablegen mußte. Allein da es wenig großmüthige Wohlthäter gefunden hatte, so mußten die Stiftsdamen für sich und auf ihre Unkosten leben. Es stand ihnen aber frey, es wieder zu verlassen und sich zu verheirathen. Der Armuth des Klosters war es vermuthlich zuzuschreiben, daß es sich durch die exemplarische Lebensart der Bewohnerinnen vor allen seinen Schwestern auszeichnete. Wünschten gute Eltern ihre aufblühenden Töchter gut erziehen, und fern vom vergiftenden Hauche der sogenannten grossen Welt aufwachsen zu lassen, so versorgten sie dieselben in diesen Zufluchtsort ungeheuchelter Frömmigkeit und unverdorbener Sitten. Sehr angemessen war dazu die Lage des Klosters. Die Gebäude, schön und bequem aufgeführt, gewährten eine angenehme Wohnung; der Wald um das Kloster herum ward, mit Alleen zu stillen Spatziergängen eingerichtet, ganz der melancholischen Einsamkeit und der anspruchlosen Frömmigkeit geweiht. Wer sich eine wohlerzogene Gattin wünschte, kam auf Migette, wo er keine Zierpuppe, keine Modedirne, sondern eine blühende Toch-

ter der Natur, gesund an Leib und Seele, fand. Alles dieses ist nicht mehr. In Ruinen liegt das harmlose Kloster, ausgehauen der majestätische Wald, entflohen sind die himmlischen Gestalten, die der unwissende Wandrer in diesen dunklen Schattengängen unerwartet antraf, wähnend Erscheinungen aus dem Olympos gesehen zu haben. Erschrocken flieht man diese schaudervolle Einöde.

Schon verschiedenemal habe ich in diesem Buche Gelegenheit gehabt, von zerstörten oder zusammenfallenden Klöstern zu reden. Der Anblick erfüllte mich allemal mit Unwillen. Weit bin ich davon entfernt, der Beybehaltung der Klöster, besonders in den dermaligen Zeiten, das Wort zu reden, ob mir gleich die Art, wie man sich ihres Eigenthums bemächtiget hat, nicht behagen will. Ich will nur fragen: ob es nicht möglich gewesen wäre, solche meistens dauerhaft und zu so manchem Endzweck bequem aufgeführte Gebäude zum Nutzen des Staats besser anzuwenden, anstatt sie auf diese Weise Preis zu geben, und die Physionomie des Landes mit scheußlichen Ruinen zu beflecken, die an das Daseyn der Hunnen und Alanen erinnern? Besonders aber die Damenstifter von der Art, wie dasjenige zu Migette war, warum hat man diese nicht stehen lassen? Man untersuche unpartheyisch ihren Endzweck, und urtheile ob sie nicht zum Nutzen der Menschheit da standen. Wie ist es heut zu Tage mit der Erziehung des Frauenzimmers beschaffen? Kann ein Menschenfreund mit der dermaligen Freyheit in den Sitten, im Umgang, in der Denkungsart und in der Kleidung zufrieden seyn? Kann dieser Ton gefallen und wem schaudert nicht vor den Folgen? Hingegen wenn es noch Anstalten gäbe, wo entfernt von der ganz verdorbenen Welt, mitten unter Personen, die sich der aufgeklärten und ächten Gottesfurcht geweiht haben, junge Töchter könnten auferzogen

werden, ganz nur zu liebenswürdigen Gattinnen, zärtlichen Müttern, oder sonst zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, unbekannt mit aller der Weltkenntniß, die nur Herzen und Sitten verdirbt? Welcher edle Jüngling würde sich nicht freuen, wenigstens eine Gattin zu finden, an deren Seite er die allgemeine Verdorbenheit vergessen, und sich selbst vor der Ansteckung verwahren könnte? Welche heilsame Folgen für die Nachkommenschaft würden daraus entstehen?

Unwillig eilten wir von diesem traurigen Orte unserm Ziele zu. Ein sehr steiler in den Felsen gehauener Fußsteig, die Leiter genannt, windet sich über den Felsen hinunter. Noch ehe wir in die Tiefe des Thales gekommen waren, führte uns unser Wegweiser durch ein Nebenwegchen rechts zu einer Felsenhalle, le Creux du Billard genannt. Sie verdient allerdings bewundert zu werden. Das obbeschriebene, melancholische Tobel endigt sich zwischen dem hervordringenden Felsen Ste. Anne, und den gegenüberliegenden Bergen in eine senkrechte, hohe, halbmondförmige Felswand, deren Fuß einen tiefen Kessel bildet, aus welchem man keinen Ausfluß sieht. Steigt man, und zwar erfordert es Mühe, in den trichterförmigen Schlund herunter, so entdeckt man Grotten daselbst, deren Luftlöcher weit in den Berg hineindringen. Der großen Tröckne hatten wir es zu verdanken, daß man diese Geheimnisse besichtigen konnte, ihr war es aber auch beyzumessen, daß wir die eigentliche Schönheit dieser Naturszene nicht genossen. Denn nach häufig gefallenen Regengüßen stürzt sich ein Bach aus dem Tobel in einer Säule in den Trichter herunter, aus allen Oefnungen, deren man in der Felsenwand nicht wenige wahrnimmt, schießen Strahlen von Wasser dazu. Hoch strudelt die Wassermasse im Trichter empor, und füllt ihn ohne über den Rand zu treten, denn

durch die unterirdischen Grotten entflieht der Ueberfluß. Malerisch erhebt der Kranz von Gebüschen, mit welchem der Scheitel der Felsen umwunden ist, und die spielenden Ranken, die über dieselben herunter hangen, das ganze Schauspiel. So lebhaft es uns auch unser gefühlvoller Wegweiser darstellte, so bedauerten wir es nicht selbst gesehen zu haben, und kehrten wieder auf unsere sogenannte Leiter zurück, durch die wir nun bald die Tiefe des Thals von Nans erreichten. Hier zeigte sich erst die ganze Majestät der Bastion-ähnlichen Masse des Felsens von Ste. Anne. Die Art, wie er sich mit den Bergen auf der Südseite vereinigt, haben wir bey der Beschreibung des Creux du Billard gesehen. Da wo er am weitesten ins Thal hinausdringt, liegen an seinem Fuße Mühlen, Sägen und Eisenhämmer, die seine Verbindung mit der nördlichen Bergkette zum Theil verbergen. Erst wenn man durch diese Gebäude durchgedrungen ist, wird man vom erhabenen Schauspiel des Ursprungs des Lisons überrascht. Die sich begegnenden senkrechten Felsen bilden eine geräumige Bucht, deren Fuß sich zu einer weit hineindringenden Höhle hoch und breit hineinwölbt. Aus dieser Höhle quillt der Lison schon als beträchtlicher Fluß still heraus, scheint im geräumigen Becken, welches tief in die, seine Wiege umgebenden Felsen gegraben ist, zu weilen, stürzt sich dann über eine, mit grünem Wassermoos bekleidete, dreißig Fuß hohe Felsenbank herunter, und eilt in stillem Laufe, zwischen blumigen Fluren, dem Dorfe Nans zu. Wir suchten auf dem Felsrande, der das Becken auf einer Seite umgiebt, tiefer in die Hallen des Flußgottes zu dringen. Eine Oeffnung im Felsen erleichterte im Anfang unser Vorhaben, doch bald mußten wir dasselbe aufgeben. Zu schlüpfrig war der Pfad, zu tief das Wasser, zu dunkel die unergründlichen Grotten. Ehrfurchtsvoll

kehrten wir zu den Wohnungen der Menschen zurück, die den wohlthätigen Fluß sehr weislich benutzt haben. Außer den Mühlen und Sägen befinden sich fünf Eisenhämmer dort, die meistens Sensen schmiden. Diese Gebäude zusammen führen den Namen Fons Lisons. Noch nicht zufrieden mit den schon bewunderten Naturszenen, stiegen wir auf der linken Seite des Flußes durch Gesträuche bis an die Felsenwand hinan, die, eine Fortsetzung der schon beschriebenen, den Fuß der nördlichen Gebirge ausmacht. Auch hier bleibt der Kalkfelsen seiner Natur getreu, und formt sich in die sonderbarsten Figuren. Weit ragt die Stirne des mehrere hundert Fuß hohen Felsen heraus, und wölbt sich über den mehr als zwanzig Klafter zurückweichenden Fuß. Diese Halle nennt der hiesige Einwohner le Creux des Sarrasins, und erzählt im traulichen Geschwätz, daß die Sarazenen, welche unter Carl Martell Frankreich überschwemmt hatten, hier Gold gegraben haben. Vermuthlich trugen sie alles weg, denn nun ist keine Spur mehr davon zu finden. Im Innersten der Halle öffnet sich eine tiefe aber niedre Grotte, mit Wasser so tief ausgefüllt, daß man gar nicht hineindringen kann.

Erst wenn man sich in einiger Entfernung von Fons Lisons, ungefähr mitten im Thal, auf eine Erhöhung stellt, von welcher man alle beschriebenen Naturszenen auf einmal übersieht, genießt man die Schönheit dieses Anblicks in ihrer ganzen Fülle. Da wünscht man sich einen Salomon Geßner zurück, der gefühlvoll dieselbe auf die Leinwand übertragen könnte. Es haben sich schon verschiedene Maler an die Darstellung dieser Gegend gewagt, und alle Reisende, die die Franche Comté besuchen, ermangeln nicht, wenn sie nur etwas von der Merkwürdigkeit dieser Gegend in Erfahrung bringen, derselben die verdiente Bewunderung zu zollen.

Nun war es Zeit, im nur eine Viertelstunde weit entlegenen Dorfe Nans, auch etwas zur Erquickung unsers Körpers zu suchen. Wir begehrten eine Schüssel mit Forellen, die in der Quelle des Lisons sehr häufig und von ausgesuchtem Geschmack seyn sollen. Allein wir hatten uns vergebens darauf gefreut, es waren keine zu finden, und wir mußten mit anderm vorlieb nehmen.

Das nicht unbeträchtliche Dorf Nans liegt in einem zwar etwas engen, durch hohe Felsen und finstere dichte Wälder eingeschlossenen Thale, zwischen lieblichen Wiesen und Aeckern, welche vom Lison bewässert werden, an der Straße von Salins auf Ornans. Die Gegend hat ein etwas einsames, anmuthiges und sehr heimisches Ansehen. Die Physionomie der Bewohner gefiel mir durch das auf ihr verbreitete redliche Wesen, und mein Begleiter versicherte mich, daß ich mich nicht an ihnen betriege. Sie sollen sich während der Revolution sehr ruhig betragen haben. Ihre Kirche blieb unentheiligt und wurde durch keinen beeidigten Priester bedient. Dem Schlosse ihres ehmaligen Herren thaten sie nichts zu leid, und noch prangt es mit seinen sonderbaren Seitenthürmchen.

Im Jahrzehend, an dessen Ende die Revolution eigentlich anfieng, lebte auf diesem Schlosse der Herr des Dorfes ruhig und einsam mit einer einzigen Tochter. Gerne hätte er sie einem reichen Manne gegeben, der eifrig um sie warb. Allein schon hatte das Herz des Mädchens selbst gewählt, und ein junger Offizier, schön und brav, war der Gegenstand ihrer Liebe, dem nichts vorzuwerfen war, als Armuth. Vergebens bat sie flehentlich den eigensinnigen Vater sie glücklich zu machen, unerbittlich gab er ihr zu wählen zwischen dem reichen Brautwerber und dem Kloster. Voll Verzweiflung entfloh das von Liebe trunkene Mädchen mit ihrem Geliebten auf Pontarlier, und ließ sich daselbst

mit ihm trauen. Wie sehr dieser Schritt ihren Vater aufbringen mußte, kann man sich vorstellen. Er verklagte den Offizier beym Parlament in Besançon als einen Entführer, verlor aber den Prozeß. Um sich auf eine empfindlichere Weise an ihm und seiner Tochter zu rächen, heirathete er eine junge Dame und lebte mit ihr glücklich und in Freuden auf seinem Schlosse zu Nans, indessen seine Tochter sich mit ihrem Mann kümmerlich in Pontarlier durchhelfen mußte. Zu eben dieser Zeit befand sich im Schlosse zu Joux, ob Pautarlier, Riquetti Graf von Mirabeau, der wegen einigen tollen Jugendstreichen auf Befehl des Königs daselbst eingeschlossen seyn sollte. Durch sein einnehmendes Wesen gewann er die Gunst des Commandanten des Schlosses, und dieser erlaubte ihm auf sein Ehrenwort in der Gegend um Pontarlier spatzieren zu reiten. Ein solcher Spatzierritt führte ihn einmal zu den Quellen des Lisons und in das Schloß von Nans. Dort entdeckte er das Kleinod, über dessen Besitz sich der Alte so herzlich freute, und das zwischen Wäldern und Felsen begraben lag. Als ein feiner Weltmann wußte er sich bald beym Alten einzuschmeicheln. Er wurde ersucht seine angenehmen Besuche zu wiederholen; er entsprach der gütigen Einladung, empfieng vom verblendeten Alten die thätigsten Beweise des Wohlwollens, und benutzte sie auf die, eines geübten Liebesritters feinste Art, um das Herz der schönen Gattin desselben zu gewinnen. Dieses gelang ihm in einem so hohen Grade, daß er sie endlich bereden konnte, mit ihm samt allen ihren Kostbarkeiten zu entweichen. Der betrogene Ehemann, voll Zorn und Rache, verfolgte sie, konnte sie aber nicht auffinden, und nahm wieder zum Parlament von Besançon seine Zuflucht, verklagte Mirabeau auf die härteste Art, hofte getrost auf die glänzendste Genugthuung und ich weiß nicht, welcher Unstern ihn verfolgte, ge-

wann seinen Prozeß wieder nicht. Obgleich seine untreue Gattin ihre Schande in einem Kloster büßen mußte, nachdem sie von ihrem flüchtigen Liebhaber verlassen worden war, so hätte ihr vielleicht der verliebte Alte wieder vergeben, als er vernahm, daß sie nur zu augenscheinlich die Beweise ihres Umgangs mit Mirabeau an sich trug. Voll Aergerniß, Unmuth und Unzufriedenheit sperrte er sich in sein einsames Schloß ein, und wollte nichts mehr von der betriegerischen Welt wissen. Selten verfügte er sich in die benachbarten Städte, seiner Geschäfte halben. Eben diese führten ihn einmal auf Pontarlier, wo er eben angekommen war, als in einem Hause Feuer ausbrach. Er eilte so wie andre den Unglücklichen zu Hülfe; allein wie sehr erstaunte er, als aus eben diesem brennenden Hause seine Tochter, die Verzweiflung im Gesicht, mit zerstreuten Haaren und mit zwey kleinen Kindern herausstürzte. Der Anblick gieng ihm durch das Herz. Er nahm sein Kind in die Arme, that sie in Sicherheit, versprach ihr und ihrem Mann völlige Vergebung, eilte wieder dem Hause zu Hülfe, und nachdem der Brand gelöscht war, so nahm er die ganze Familie mit sich auf sein Schloß, wo er seine Tage im Schooße seiner Kinder ruhig beschloß.

Ich habe mit Fleiß diese Anekdote, so wie sie mir ist erzählt worden, angeführt, um einen Mann, der im Anfang der Revolution eine so große Rolle gespielt hat, noch näher bekannt zu machen. Der Graf Mirabeau war schon vor der Revolution, sowohl wegen seinem Geist, als wegen seinen, nicht allemal sehr moralischen Ritterstreichen berühmt. Diese letztern hätten ihm vermuthlich bald einen bleibenden Aufenthalt in der Bastille, oder in einem andern Gebäude dieser Art, angewiesen, wenn die Revolution nicht ausgebrochen wäre: Leute seiner Gattung mußten bey einem solchen Anlaß sich außerordentlich auszeichnen,

und es mag vielleicht verdienstlich seyn, das Urtheil, das nun in Frankreich selbst über ihn gefällt worden ist, mitzutheilen *).

Während dem Sturme revolutionärer Leidenschaften kann man die Menschen nicht beurtheilen. Wo Partheygeist Ehrenstellen austheilt, und den Ruhm bestimmt, ist nur das gut, was ihm nützlich ist, nur das schön, was ihm schmeichelt, nur das wahr, was ihm den Sieg giebt; so wie aber die Gemüther sich wieder besänftigen, so urtheilen sie auch richtiger, und die Wahrheit besteigt ihren Thron wieder. Wie konnte man gewisse Leute so bewundern? Was man letzthin im Tribunat über Mirabeau sprach, erregte in uns diese Gedanken. Einige Redner haben ihn sehr strenge beurtheilt, und die Untersuchungen, die die Erinnerung an ihn veranlaßt haben, beweisen, wie sehr er in der öffentlichen Meinung verloren hat. Dem sey wie ihm wolle, sein Name gehört der Geschichte, und wir glauben den Liebhabern derselben einen Gefallen zu erweisen, wenn wir die sehr verschiedenen Urtheile, die über den vormaligen Abgeordneten der Provence gefällt worden, mittheilen.

Folgendes sagen die Strengeren:

Derjenige, der im Tribunat die alte Meinung Mirabeau's, die Testamente betreffend, wieder in Anregung bringen wollte, hätte ihm, ohne es zu wissen, einen sehr schlechten Dienst erwiesen. Denn jene Rede, so bald sie der Reize beraubt würde, die ihr die damaligen Vorurtheile und Täuschungen verliehen, gleicht nur einem scheußlichen Gerippe. Man erblickt nichts darin als Rachsucht, niedrige Leidenschaften und Marktschreyerey, aufgestutzt

*) Journal des Défenseurs de la Patrie du 9. Germinal An. VIII. de la République.

mit derben Floskeln einer Dorfbühnen-Redekunst. Sie gleicht einer alten Coquette, die man am Morgen vor gemachter Toilette überfällt. Auch hielt es die Versammlung nicht für rathsam, diese Ueberbleibsel einer veralteten Rhetorik wieder hervor zu ziehen. Vielleicht that sie es aus einer Art von Ehrfurcht für den weiland glorreichen Ruhm Mirabeau's.

Bey allem dem könnte es nützlich und anziehend seyn, die Wirkung zu untersuchen, die diese Meisterstücke der Tribunen, die damals mit so rasendem Beyfall aufgenommen wurden, auch beym Durchlesen machen. Mir kommt es vor, daß einige feurige Züge, einige kühne und männliche Gedanken, die Blöße so vieler falschen Grundsätze, so mancher groben Trugschlüße, elender Haarspaltereyen, besonders aber jenes pedantischen Bombasts, jenes pausbackigten Nichtssagens, dieses Gewebes von Fanatismus und von Neuerungssucht nicht decken können. Schon sind zwanzig Jahrhunderte verfloßen, seitdem Demosthenes und Cicero ihre Reden hielten, kaum verstehen oder wissen wir den eigentlichen Endzweck derselben, und doch erregen sie noch immer die Bewunderung der Kenner, noch dienen sie dem Redner als Muster und der Kunst als Vorschrift. Die Reden Mirabeau's auf dem Papier hingegen, wenige Stellen ausgenommen, gewähren dem Auge und dem Geiste des Lesers keine Nahrung. Wie sollte man sie auch im kalten und faden Wortgepränge der neopolitischen Doppelherzigkeit finden, von deren Abscheulichkeit und Gehäßigkeit uns nun die Erfahrung sattsam überzeugt hat.

Die Ereignisse haben die Grundsätze Riquetti's lächerlich gemacht, lächerlicher noch als Pascal die Lehre der Jesuiten zu machen wußte. Gewiß die Geschichte nur zweyer Jahre unserer Revolution giebt eine beißendere Satyre ab, als die Provinciales aller dieser soge-

nannten philosophischen Ketzereyen. Diese großen und göttlichen Redner, welche alle Herzen in ihren Händen hatten, die die Seelen mit Schauder erfüllen, die die Haare zu Berge stehen machen konnten: diese hält man nun für unbekannte Marktschreyer, denen ihre Larve abgerißen worden, die man von ihrer Schaubühne verjagt hat, für Poßenreißer, die ihre Häßlichkeit nicht mehr verkleistern und übermahlen können.

Wie kann man mit kaltem Blut Reden lesen, die ein Gewebe von Lügen und Treulosigkeiten sind, in welchen das Glück und die Ruhe einer großen Nation dem Eigennutz und dem Selbstruhm des Rhetoren aufgeopfert wurden? Wie unbedeutend und schwach müßen nun diese hochtönenden Phrasen, diese Metaphern, diese eiserne Euphonie, die beständig am Erhabenen anstößt, scheinen?

Man behauptet, daß Mirabeau, von der zu schweren Last wichtiger Geschäfte gedrückt, und beschäftigt die Monarchie bald zu vertheidigen und bald anzufeinden, seiner unwürdig fand, eine kostbare Zeit mit Papierüberschmieren zu verlieren; daß er diese undankbare Arbeit Leuten von unbekanntem Verdienst überließ, daß er sich begnügte, das Machwerk seiner Sklaven mit dem Hauche seines schöpferischen Genies zu beleben, und hin und wieder in demselben Phosphorlichtzüge anzubringen, die man als Blitzstrahlen der Rednerkunst zu bewundern sich vorgenommen hatte.

Diese Meinung scheint mir gegründet zu seyn, denn Mirabeau, der aus der tiefsten Dunkelheit auf den Gipfel der Größe und des Glückes erhoben, der Schiedsrichter des Schicksals eben dieses Reiches wurde, in welchem man ihn als einen von den Gerichten gebrandmarkten, von den Gesetzen verfolgten Glücksritter behandelte, Mirabeau war daran gelegen, für die langwierigen Verfol-

gungen entschädigt zu werden, begierig die Herrschaft zu verschlingen, zu der er, durch sein gutes Glück, so unerwartet gelangt war, wollte er so süße Augenblicke, so glänzende Nebenstunden nicht im Kabinet mit anstrengenden Betrachtungen verschwenden, und die Heftigkeit, mit der er sich in den Strudel der Wollüste stürzte, hat mehr als das Gift beygetragen, ihn, gleich beym Eintritt in eine glorreiche Bahn, dahin zu raffen.

Vor der Revolution war sein Name im Reiche der Wissenschaften ganz fremd. Man kannte ihn nur wegen seinen ärgerlichen Produkten. Seine politischen Werke warf man zu jenen unbedeutenden Schmähschriften, welche Flüchtlinge einst in Holland gegen den Hof und die Regierung Ludwig des Vierzehnten herausgaben. Nicht einmal unter den Philosophen erwarb er sich durch seine Satyren einigen Beyfall, denn Galle und Unverschämtheit machten ihr einziges Verdienst aus. Unbemerkt schalt er über den Despotismus, goß die ganze Welt in neue Formen, ohne daß ein Mensch etwas davon wußte. Nur in den Protokollen der Kriminalgerichte fand man dazumal die Belege zu seinem Anspruch auf Ruhm und Unsterblichkeit.

Den Lesern, denen dieses Urtheil zu streng scheinen möchte, wollen wir auch dasjenige anführen, was Bertrand de Molleville über den sogenannten großen Mann sagt:

In Schulden versunken und in dem übelsten Rufe kam Mirabeau auf Paris als Mitglied der Generalstaaten. Sein bestimmter Vorsatz gieng dahin, Glück und Stellen zu erwerben und Aufsehen zu erregen. Keine Parthey bekümmerte sich um ihn, denn man scheute seine schlechte Denkungsart mehr, als man seine Talente schätzte. . . .

Mehr als einmal konnte er seinen Unwillen, ja sogar eine Art von Eifersucht nicht verhehlen, daß leichtsinnige

und übermüthige Neulinge mehr Beyfall als er erhielten. Kurz nach Eröffnung der Generalstaaten bot er seine Dienste den Ministern des Königs an, und es war ihm voller Ernst dabey. Allein Necker, der sich nie mit einem Karakter wie Mirabeau hätte vertragen können und erst neulich in beißenden Flugschriften von ihm war beleidigt worden, würdigte dies Anerbieten keiner Aufmerksamkeit. Mirabeau näherte sich nun dem Herzog von Orleans; allein diese Verbindung dauerte nicht lange. Ein natürlicher Trieb und die Grundsätze führten nach dem Hofe allemal wieder einen Mann hin, dessen Einsichten nur seine Laster gleich gestellt werden konnten, und der sich um die glänzenden Vortheile eines Demagogen nicht bekümmert hätte, wenn sie ihm nicht die Bahn zu den Ehrenstellen und Belohnungen der Regierung hätten brechen sollen.

Zwey Leidenschaften beherrschten das Herz dieses Chamäleons: die Sucht dem Volk zu gefallen und die Begierde sich den Hof günstig zu machen. Doch wußte er bis in die letzten Monate seines Lebens diese jener zu unterwerfen, denn der schlaue Redner sah wohl ein, daß es schwerer seyn würde, durch den freyen Willen Seiner Majestät in den Staatsrath zu gelangen, als sich mit Gewalt in denselben durch die Furcht, die man vor seinem Einfluße auf die National-Versammlung und das Volk hatte, hineinzudrängen.

Eben so wußte er gut genug, daß der Verlust der Volksgunst seine Stelle im Staatsrath unsicher und unnütz machen würde; nun da die Gewalt der Umstände die doppelte Figur eines Tribuns des Volks und eines Anhängers der Krone schlechterdings nicht zugab, so mußte er sich entschließen, der einen oder der andern zu entsagen. Zwey Jahre lang schwankte er zwischen beyden

Partheyen hin und her; endlich entschied er sich gänzlich für die Befestigung der Monarchie. Ob ihm seine Absichten gelungen wären, ob er im Stand gewesen, die mächtigen Hindernisse zu überwältigen, das wissen wir nicht.

Sein Ansehen beym Volke nahm zusehends ab. Ein eifersüchtiges Mißtrauen nahm dessen Stelle ein. Als er im Sommer von 1790 bey Anlaß der Berathungen über die Befugnisse des Königs, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, eine für den König weniger ungünstige Meinung gab: so mußte er in den Thuillerien mit eignen Ohren hören, daß man ihn als einen Verräther darstellte. Seine Absichten aufs Ministerium wurden von der linken Seite der National-Versammlung bekannt und lächerlich gemacht, und gaben zu dem berühmten Dekret Anlaß, daß kein Deputirter eine Stelle von der Regierung annehmen dürfe. Nun blieb Mirabeau nichts mehr übrig, als, entweder dem Hof ganz zu entsagen, oder die Auflösung der National-Versammlung zu bewirken. Doch ein natürlicher Tod machte seinem unruhigen Leben und diesem Unternehmen einen Abschnitt. Vielleicht rettete er ihn von einem viel tragischern Ende.

Ueberhaupt beurtheilt man heut zu Tage diejenigen Personen, die am meisten zur Umwälzung der Verfassung beygetragen haben, auch in Frankreich ganz anders als zuvor, und eine Darstellung dieser Männer nach der dermaligen Stimmung würde eben nicht das günstigste Gemälde für sie abgeben. Den allerwenigsten wird wahre Vaterlandsliebe, eigentlicher Drang, ihrer Mitbürger Schicksal zu verbessern und sie nach und nach glücklich zu machen, zugeschrieben. Nein, den meisten wirft man entweder Ehrgeiz oder Eigennutz, oder persönliche Rachsucht, und wenn man sie noch gelinde behandeln will, wenigstens Neuerungssucht vor; beynahe allen spricht man Religion und Mora-

sität ab, durch deren Abwesenheit sie allein fähig seyn konnten, die Verbrechen zu begehen, die so schnell auf einander folgten. Sogar will man ihnen nicht einmal wahres Talent zugeben, und behauptet, daß alles, was geschehen ist, keinem wohl ausgedachten und gut ausgeführten Plane zuzuschreiben; sondern den Fehlern, welche die Regierung begieng, mehr beyzumessen sey, als allen Talenten der Demagogen. Nach meinem Begriff ist dieses Urtheil zu allgemein und zu einseitig. Es hat unstreitig unter den Mitgliedern der National-Versammlung Männer gegeben, die zwar eine Abänderung in der Staatsverfassung wünschten und zu erzwecken suchten, die aber nur rechtschaffene Absichten dabey hatten, und denen es weder an wahrer Vaterlandsliebe, noch an Tugenden, am wenigsten an ausgezeichneten Talenten fehlte.

Von Nans kehrten wir auf derjenigen Straße nach Salins zurück, die von Ornans kommt. Nur ein paar hundert Schritte außer dem Dorfe, befindet man sich wieder in einem sehr großen Wald, meistens aus Eichen bestehend, wo aber doch hin und wieder einige Tannen untermischt sind. Auch dieser Wald, so wie die meisten, die wir heute angetroffen hatten, war meistens ausgehauen. Wenn in allen Wäldern, die Salins in einer größern oder kleinern Entfernung umgeben, so gewirthschaftet wird, wie in denjenigen, die wir zu durchwandern Gelegenheit gehabt haben: so soll es mich wundern, wo endlich die Salzwerke das benöthigte Holz, dessen sie jährlich eine so große Menge brauchen, hernehmen wollen. In Zeit einer halben Stunde hat man die größte Höhe des Waldes und zugleich auch sein Ende erreicht. Die Straße kehrt sich nun auf einmal gegen Süden, und schon erblickt man das Fort St. André und einige Häuser der Stadt. So wie man aus dem Walde tritet, befindet man sich in

einem grasreichen, auf beyden Seiten mit Waldungen eingeschloßenen Thale, in welchem die Häuser des Dorfes Montterrand zerstreut liegen. Unweit denselben vereinigt sich mit dieser Hauptstraße diejenige Nebenstraße, die aus dem Walde des Poupet herauskommt. Nun beginnt sie sich stark abwärts zu senken. Auf der rechten Seite derselben stößt man bald auf Weingärten, die beynahe den ganzen Abhang des Berges, bis an die Furieuse einnehmen. Auf der linken Seite aber erhebt sich der Berg sanft aufwärts, und bietet dem Auge den Anblick einer wohl angebauten Gegend, voller Aecker und Wiesen, mit Weilern besetzt, dar; beynahe zu oberst auf dem Hügel fällt dem Vorüberreisenden eine sehr große Linde auf, unter deren Schatten eine Kapelle gebaut ist. Die heilige Sage meldet, daß, als vor ungefähr hundert Jahren der Blitz in diesen Baum schlug, an dessen Stamm ein Mutter-Gottes-Bild hieng, der Strahl, als er durch den Stamm des Baumes herunter fuhr, sorgfältig ob dem Bilde auslenkte, und, ohne es zu beschädigen, neben demselben in den Boden sich verlor. Als dieses Wunder in der nur eine starke halbe Stunde entfernten Stadt Salins bekannt wurde, begaben sich die Einwohner, mit der Geistlichkeit an ihrer Spitze, zu dieser Linde in sehr zahlreicher Prozession, nahmen das wunderthätige Bild von derselben weg, trugen es mit großem Gepränge in die Stadt, und versetzten es in eine ihrer vornehmsten Kirchen. Zum Andenken aber an dieses Wunder, wurde unter der Linde die Kapelle erbaut, welche noch itzt immer von frommen Seelen besucht wird. Unweit dieser Linde, in einer sehr einsamen Vertiefung, befindet sich ein Platz, den man noch itzt den Hexentanz, le Sabat nennet. Hier, sagte mit Lachen ein Bewohner dieser Gegend, versammelten sich die Cidevant Hexen

der umliegenden Oerter, um mit ihrem Fürsten, dem Satan, ihre Orgien zu begehen. Noch während dem achtzehnten Jahrhundert wurden deshalb Weibspersonen eingezogen und ihnen als Hexen der Prozeß gemacht.

So wie man sich der Stadt nähert, bekleiden Weingärten auch auf der linken Seite der Straße den Abhang der Hügel bis beynahe an dessen Scheitel, der mit Kalkfelsen bekrönt ist. So gelangt man mitten unter den Wohlthaten des Bacchus in die Stadt.

Verbesserungen.

Seite 8. Zeile 7. von oben, lies Hügelreihe statt Hügelwarte.

— 18. — 7. von unten, l. Belemniten st. Belamniten.

— 33. — 10. — — l. Mehlbeerbaum st. Mahlbeerbaum.

— 54. — 6. von oben, l. den st. der.

— 59. — 15. — — l. Lauraguais st. Lauragnais.

— — — 3. von unten, l. sind st. ist.

— 66. — 5. — — l. Ferber st. Färber.

— 80. — 10. von oben, l. Röhrlein st. Röhelein.

— — — 16. — — — — —

— 100. — 17. — — l. Bresse st. Bresne.

— 109. — 9 von unten, l. Gattinnen st. Gattin.

— 195. — 10. von oben, l. Pucelle st. Pucille.

— — — 16. — — l. Violanta st. Violenta.

— 223. — 10. — von unten, l. Roquefort st. Rognefort.

Zweyte Hälfte.

— 43. — 8. — von oben, l. Belehrung st. Belohnung.

— 53. — 10. — von unten, l. les Arsures st. Arsares.

— 54. — 10. von oben, l. Pulsart st. Palsart.

— 55. — 12. von unten, l. Pulsart st. Poulsant.

— 56. — 10. — — l. Pulsart st. Poulsant.

— 76. — 11. — — l. Wißbaum st. Misbaum.

— 78. — 10. — — l. Heriens st. Heriers.

Ankündigung.

Alpina.

Eine Schrift

der

genauern Kenntniß der Alpen gewiedmet.

Derjenige erhabene Strich unsers Welttheils, welcher unter dem Namen der Alpen berühmt ist, und eine weit ausgedehnte Kette von Gebirgen und dazwischen liegenden Thälern bildet, ist weder nach seinem ganzen Umfange, noch nach allen seinen besondern Theilen so bekannt, als er es in jeder Rücksicht verdient. Wie viele Berge sind von ächten Beobachtern noch nie erstiegen, also nicht vollkommen untersucht worden. Wie viele Thäler gehören noch unter die undurchforschten Gegenden Europens. Wie viele Entdeckungen bleiben noch dem Geologen, dem Geognosten und dem Kenner jedes Naturreichs zu machen übrig. Welch eine reiche Erndte von genauen Ortsbestimmungen sieht der Geograph vor sich. Und wie wenig kennen wir noch die Bewohner aller dieser Gegenden von jeder interessanten und belehrenden Seite. Gewiß, eine genaue, vollständige Beschreibung des ganzen Alpengebirges gehört unter diejenigen wünschenswerthen Ausarbeitungen, die man noch immer mit Sehnsucht erwartet. Bisher war es unmöglich, eine solche zu liefern, und es wäre auch jetzt unerlaubte Prahlerey, etwas Aehnliches zu versprechen. Allein Materialien dazu zu sammeln, alle Nachrichten zusammen zu tragen, die zur Ausführung eines solchen Werks dienen kön-

nen: dieses kann eher geleistet und der Endzweck einer sehr verdienstlichen Bemühung werden. Es haben sich die Endsunterschriebenen, welche wirkliche Bewohner der Alpenkette sind, entschlossen, eine Schrift unter dem oben an stehenden Titel herauszugeben. Ihre Absicht dabey geht einzig und allein dahin, Beyträge zu liefern, vermitteltst welchen die genauere Kenntniß der Alpen kann erweitert, und also der Grund zur Erfüllung des oben geäußerten Wunsches gelegt werden.

Sie werden sich in diesem Werke mit folgenden Gegenständen hauptsächlich beschäftigen:

1. Mit genaueren geographischen Bestimmungen und Bezeichnungen des Laufes und der Lage, theils der ganzen, theils einiger Abtheilungen der Hauptalpenkette und der Nebenketten.
2. Beschreibungen wenig oder gar nicht bekannter Thäler und Gegenden.
3. Beschreibungen zum ersten Mal erstiegener oder noch nicht genugsam untersuchter einzelner Berge.
4. Genaue Höhemessungen noch gar nicht oder nicht richtig gemessener Bergspitzen.
5. Geographische Ortsbestimmungen verschiedener Oerter, oder wichtiger Punkte in der Alpenkette.
6. Gemälde der Sitten, des Charakters und der Lebensart der verschiedenen Alpenbewohner.
7. Beyträge zur Geologie und Geognosie überhaupt und zur Naturgeschichte des Mineralreichs, des Thierreichs und des Gewächsreichs insbesondere, aus dem Gebiete der Alpen.
8. Berichtigung der auffallendsten Irrthümer in den schon herausgekommenen Beschreibungen und Nachrichten von den Alpengeländen.
9. Anzeige aller neu herauskommenden Schriften, Landkarten und Kupfer, welche die Alpen zum Gegenstand haben.

10. Miscellen, welche allerley kleine Nachrichten enthalten, die in den Plan dieses Werks passen.

Schon haben verschiedene der berühmtesten Naturforscher in der Schweiz den Herausgebern die thätigste Hülfe versprochen. Sie laden hiemit auch alle ausländische Gelehrte ein, welche im Falle sind zu diesem Endzwecke mitzuwirken, sie mit ihren schätzbaren Beyträgen zu beehren, wofür sie dieselben zum voraus der aufrichtigsten Erkenntlichkeit versichern.

Sollte dieses Werk durch eine gütige Aufnahme unterstützt werden, so haben die Herausgeber im Sinn, ihren Plan nach und nach zu erweitern, und dasselbe mit den nothwendigen Kupfern und Karten zu begleiten.

Alle Halbjahre erscheint für einmal ein Band von zwanzig bis vier und zwanzig Bogen in groß Octav, und der erste Band soll künftige Herbstmesse an das Licht treten.

Carl Ulisses von Salis
in Marschlins.

Johann Rudolf Steinmüller,
Pfarrer in Gais.

Den Verlag des vorstehenden Werks haben wir übernommen. Format, Druck und Papier werden dieser Ankündigung gleich und der Preis so billig als möglich seyn. Wir bitten um vorläufige Bekanntmachung desselben.

Winterthur, im July 1805.

Steinerische Buchhandlung.

B S B
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salis-Marschlins, Carl Ulysses von, 1760-1818

Streifereyen durch den französischen Jura während den Jahren 1799 und 1800

Bd.: 2

Winterthur 1805

It.sing. 912-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468050-4